F. XXVI. 179.
Europa
Deutschland

Fl.
a. 64.

Geogr.

Jzb, 119

Ausflucht an den Rhein

und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres

von
Johanna Schopenhauer.

IOA: LVC:
SCHOENLEIN
D. D. D.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1818.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Johanna Schopenhauer

Reise

an den Rhein.

/10–

Den 8ten Juli 1816.

Endlich hat der Sturm ausgetobt, der Jahre lang die halbe Welt verwüstete, der jede Aussicht in die Zukunft so verdunkelte, daß fast niemand Muth behielt, nur den Gedanken eines Plans für die nächsten Tage zu wagen. Die Zeiten sind vorüber, wo wir in unsern Häusern jede Stunde bereit seyn mußten, übermüthige Feinde als Gebieter zu empfangen und zu bewirthen. Auch die großen lebensreichen Tage des ersten Gefühls wiedererrungener Selbstständigkeit sind an uns vorübergegangen, in denen wir oft, vor unserm eignen Glück erschreckend, uns fragten, ob alles das Glorreiche, was wir erlebten, wirklich oder ein schöner Traum sey. Die gern geübte Pflicht, unsre Befreier in unsern Häusern gastlich

zu empfangen, wird nicht mehr von uns gefordert; sie zogen vorüber, der lieben Heimath zu, und wir ruhen uns aus von Freude und Leid.

Sie, lieber Freund! wissen am besten, mit welcher Gewißheit ich immer auf diese Tage der Ruhe hoffte, wie ich beinahe eigensinnig den Glauben an sie fest hielt und in den trübsten Zeiten, die wir erlebten, nie Ihren und meiner übrigen Freunde trostlosen Gegengründen weichen wollte; obgleich ich Ihren politischen Einsichten nichts entgegenzustellen hatte, als mein inneres Gefühl, und die feste Ueberzeugung, daß alles Irdische sinken muß, wenn es den höchsten Gipfel erreicht hat, und der Uebermuth das Rad des Glücks nur in schnellern Umschwung bringt, durch den er seinen eignen Fall beschleunigt.

So wie man kranken Kindern von künftigen Lustfahrten vorerzählt, so beschwichtigte ich mich oft selbst in bösen Stunden mit Plänen zu einer Reise an den Rhein, sobald dieser wieder zwischen deutschen Ufern frei hinströmen würde. Die Spötter, zu denen Sie auch gehörten, lachten mich damit aus und hatten in ihrer Art nicht Unrecht, aber mein Glaube hat nun

doch am Ende zu Aller Glück gesiegt, und Sie, zur Strafe für Ihren Unglauben, müssen es sich gefallen lassen, schwarz auf weiß nur zu lesen, was mich in der schönsten Wirklichkeit erfreut.

Freilich hatte es diesen Frühling den Anschein, als habe sich die Natur gegen meinen Reiseplan verschworen. Unaufhörlich strömender Regen machte die Straßen unwegsam, die Flüsse traten aus ihren Betten, und große Ueberschwemmungen drohten überall dem Reisenden Gefahr. Ich harrte indeß, geduldig hoffend, in Weimar aus, bis mit den ersten Tagen des Juli auch dieser Sturm ausgetobt zu haben schien und ich vernünftiger Weise den Weg antreten konnte. Dieser war weit weniger böse, als ich erwartet hatte, selbst die letzte Meile vor Erfurt legten wir glücklich zurück, ohne umzuwerfen. Dennoch hatten in diesen Gegenden Ueberschwemmungen gar arg gewüthet; ein Postillion erzählte uns, daß man erst vor wenigen Tagen die letzten Schweine von den Weidenbäumen herunter geholt hatte, auf welchen die lieben Thiere, vom Wasser gehoben, gelandet waren, um dort das Sinken desselben und ihre

Rettung mehrere Tage lang mit großem Geschrei ab-zuwarten. Der Anblick eines solche Früchte tragenden Baums muß einzig gewesen seyn; leider erblickten wir keinen mehr.

Rastlos eilten wir durch die uns wohlbekannten Städte, Erfurt, Gotha und Eisenach hindurch, um mit Aufgang der Sonne den uns als höchst gefährlich beschriebenen Weg von Eisenach bis Vach anzutreten. Eines der romantisch-schönsten, schattigsten Thäler des Thüringerwaldes empfing uns dicht hinter Eisenach; die Sonne funkelte so hell vom reinen blauen Himmel, wie wir es in diesem Jahr noch nicht gesehen hatten; fröhliches Leben durchsummte den glänzend-grünen Wald. Nirgends war eine Spur von Gefahr zu erblicken, und meine Reisegefährtin sang mit all' den tausend Vögeln lustig um die Wette, die emsig hin und her flogen und ihren kleinen Haushalt beschickten, bis wir den beträchtlich-hohen Berg erreichten, dessen Namen das Andenken der frommen Landgräfin von Thüringen, der heiligen Elisabeth, zurückruft. Sicher und bequem führte uns eine breite eben vollendete Schaussee hinauf, im Schatten

von Buchen und Eichen, die vielleicht damals schon keimten, als die Heilige in diesen Gegenden wie ein tröstender Engel waltete. Die alte Wartburg begrüßten wir mehrere Male auf diesem Wege; sie leuchtete von ihren Felsen zu uns herüber durch die Oeffnungen des dichten Laubgewölbes, das uns umgab; ein Waldthal trennte uns von ihr, die Wipfel der darin wurzelnden mächtigen Bäume säuselten tief unter uns, bewegt vom milden Hauch des Himmels, und verbargen uns freundlich den steilen Abgrund, an dessen Rand wir sicher fuhren. Suchen Sie diesen Punkt zwischen Eisenach und Berka an der Werra auf, so bald Sie können, es ist einer der schönsten dieser an mannigfaltiger Schönheit so reichen Gegend.

Ohne allen Unfall erreichten wir Bach, obgleich in dieser niedrigen Gegend die Wasser fürchterlich gehaust haben und Wiesen und Gärten noch überschwemmt dastehen. Jetzt hatten wir den Thüringerwald im Rücken, diese Scheidewand zwischen Weimar und dem südlichen Deutschland. Der Unterschied des Klima's ward uns hier schon bemerkbar, und immer bemerkbarer mit jedem Schritt. Wär-

mere Lüfte umwehten uns, und überall bot man uns reife Erdbeeren von seltner Größe, während sie in Weimar kaum zu röthen begannen. Freundlich und schnell wurden wir an den Posthäusern in der nämlichen Viertelstunde weiter gefördert, in der wir anlangten, und so erreichten wir Fulda noch früh genug, um uns beim Licht des Tages ein paar Stunden darin umzusehen.

Die heitre reinliche Stadt gefiel uns gar wohl, es herrscht eine behagliche Ruhe in ihr, die Einwohner haben alle ein wohlthätiges und freundliches Ansehen, und alles erinnerte uns daran, daß dieser Ort lange vom Krumstabe beherrscht ward, unter dem es sich, dem alten Sprichwort zu Folge, so gut wohnen ließ. Einige Straßen sind enge und altväterisch gebaut, aber der Schloßplatz mit der berühmten schönen Domkirche und dem großen, wirklich fürstlichen Schloß könnte eine Zierde jeder noch so bedeutenden Stadt seyn, und macht einen wirklich imposanten Effekt. Wir irrten noch ein wenig in dem zu einem öffentlichen Spaziergang benutzten recht hübschen Schloßgarten umher und begaben uns darauf zur

Ruhe in dem Gasthof zum Stern, einem der besten und billigsten in Deutschland.

Am andern frühen Morgen ergötzten wir uns noch an der von der Fulda durchströmten höchst lieblichen Umgegend der Stadt und eilten dann weiter, durch ein fruchtbares, mitunter malerisch-schönes Land. Die um Weimar höchst seltnen hohen Wallnußbäume, unter deren Schatten die Kunststraße hinläuft, verkündeten uns schon die Nähe des Rheins, der mit ihren Früchten um Weihnachten die ganze Kinderwelt in Sachsen und weiter hin beglückt, wo sie schön-vergoldet zwischen den Lichtern der Christbäume funkeln. Bei Gelnhausen an den Ufern der Kinz gewinnt die Gegend einen eignen ernsten Karakter, und die uralte Stadt selbst hat ein wundersames, fast märchenhaftes Ansehen. Bewundernd schauten wir schon aus der Ferne die beiden Thürme der sehr alten auf einer Anhöhe erbauten Kirche, von denen der eine in merklich schiefer Richtung sich gegen den andern neigt, ob unter der bleiernen Hand der Zeit, oder weil der Baumeister ein Kunststück wie das bei Erbauung des Thurms von Pisa machen

wollte? weiß ich nicht. Doch schien letzteres mir wahrscheinlich. Leider regnete es bei unserer Ankunft wieder so, daß wir den Wagen nicht verlassen konnten. Wir mußten uns mit dem begnügen, was wir beim Durchfahren von den Trümmern alter Herrlichkeit erblicken konnten. So sahen wir nur von weitem die Ruinen eines vormals prächtigen, im neugriechischen Styl erbauten Klosters, und die eines ungeheuren Pallastes aus der Zeit Friedrichs des Rothbarts. Uralte Mauern, mit Epheu bedeckte graue Thürme, zwischen denen die neuen Häuser wunderlich dastehen, gaben dem ganzen Ort ein düsteres räthselhaftes Ansehen, und die alte Sage, daß die Liebe des Kaisers zu dem wunderschönen Fräulein Gela ihm Namen und Entstehen gab, versetzte uns vollends ins wilde romantische Land, in welchem sich die Fantasie so gern ergeht. Gegen Abend erreichten wir Hanau noch bei ziemlich guter Zeit.

Hanau, 10 Jul.

Wenn mich auch nicht die Freuden des Wiedersehns alter lang entbehrter Freunde hier auf einige Tage fesselten, ich bliebe dennoch gern, denn es gefällt mir in dieser heitern Stadt. Alles darin hat ein freundliches, behagliches Ansehen, fern vom eitlern Prunk, aber auch von zu enger Beschränktheit. Man erblickt keine Palläste, doch viele recht hübsche bürgerliche Häuser; keine glänzende Equipagen rollen durch die Straßen, dennoch sind diese nicht öde, und obgleich man das rastlose Treiben großer Handelsstädte hier nicht findet, so herrscht doch überall emsiger, nicht ängstlicher Fleiß, und reges, wenn gleich ruhiges Leben. Die Ufer des nahe an der Stadt hinfließenden Mainstroms sind flach wie die ganze Gegend umher, nur am fernen Horizont erblickt man einen Kranz bläulich dämmernder Berge. Alles grünt und blüht ringsumher wie ein Garten, jedes Fleckchen Land wird mit Sorgfalt benutzt und angebaut, und so gewinnt die Gegend einen mannigfaltigen ländlichen Reiz, der für höhere Schön-

heit gewissermaßen entschädigt, oder doch sie weniger vermissen läßt.

Viele bedeutende Fabriken bringen Leben und Thätigkeit unter die Einwohnrr von Hanau, besonders wird alles, was aus Gold und Email sich hervorbringen läßt, nirgends vollendeter und geschmackvoller gearbeitet, als hier. Dabei sind die Preise dieser Fabrikate nicht übermäßig hoch, wenn man das kostbare Material und die mühsam fleißige und dennoch elegante Arbeit dabei recht in Erwägung zieht.

Unsre ersten deutschen Maler, Kupferstecher, Holzschneider früherer Zeit erstanden fast alle aus den Werkstätten der Silber- und Goldschmiede; die nahe Verwandtschaft dieser Gewerbe mit der Kunst äußert sich auch in unsern Tagen auf das erfreulichste in Hanau und erweckt ihr überall eine allgemeine Theilnahme, die mit jedem Tage lebendiger wird. Viele angesehene wohlhabende Bewohner der Stadt besitzen nicht unbedeutende Gemäldesammlungen, die sie noch immer zu schmücken und zu vergrößern streben, und deren Anblick sie mit gastlicher Freundlich-

keit reisenden Kunstfreunden gern verstatten. Die unter der Aufsicht des Hofrath Westermayer stehende, in einem sehr zweckmäßigen Lokal vorzüglich gut eingerichtete Zeichenschule bietet dem aufkeimenden Talent Hülfe und Aufmunterung. Sie wird von Schülern beiderlei Geschlechts häufig und fleißig besucht, sowohl von bloßen Dilettanten, als solchen, die sich ganz der Kunst widmen wollen. Alles das geht so in der Stille seinen ruhigen Gang, ohne daß man in der Welt viel Lärm davon macht; aber manche recht gut gelungene Arbeit der Zöglinge, welche ich mit Vergnügen sah, verspricht, daß das Resultat dieses stillen Wirkens einst recht erfreulich an das Licht treten wird.

Frau Westermayer, diese geschickte Künstlerin, welche die Sticknadel und den Pinsel mit gleichem Glück zu führen weiß, steht ihrem Gatten bei der Kunstbildung seiner Zöglinge aufs thätigste bei. Unter ihrem Schutz und ihrer Leitung öffneten sich mir alle Thüren zu den in Hanau verstreuten Kunstschätzen, die, auf einem Pnnkt vereinigt, eine ganz ansehnliche Gallerie bilden könnten. Mir aber ist

immer der Anblick von Gemälden erfreulicher in Sälen und Zimmern, unter den Augen der Eigner, die mit Liebe sich daran ergötzen und die zum Theil von ihren Vorfahren schon gegründete Sammlung mit Sorgfalt erhalten und vermehren, weil die Kunst dabei ins wirkliche Leben verschönernd eintritt. Auch kann man sich dort Zeit nehmen, alles zu betrachten, ohne von der Menge geblendet zu werden. Die größern Gallerien dagegen verließ ich immer fast schwindelnd, ohne ein deutliches Bild des Gesehenen mit mir zu nehmen, bis mehrere Besuche mich näher mit ihnen befreundet hatten, und ich im Stande war, mir einige Lieblinge unter den Gemälden zu wählen, zu denen ich immer wiederkehrte.

Fürchten Sie indessen nicht, eine zu genaue Beschreibung aller der Gemälde, die ich in Hanau sah und auf meiner ferneren Reise sehen werde. Nur andeuten will ich Ihnen, was mich bei einem flüchtigen Besuche hie und da besonders ansprach, damit Sie es aufsuchen können, wenn Ihr Glücksstern Sie einmal in diese Gegenden führt. Zu einer gründlichen Beschreibung von Gemälden gehört öfteres Be-

trachten derselben, was mir die Zeit nicht erlaubt, auch tiefere Kenntniß der Kunst und ihrer Geschichte, als ich zu besitzen mich rühmen darf. Das geschriebene Wort muß überdem immer weit hinter dem Zauber der Farben zurückbleiben, und überdem hat es auch mit den gelungensten schriftlichen Darstellungen von Gemälden, die wir haben, die eigene Bewandniß, daß sie dem Verfasser immer mehr Freude machen und ihm besser gefallen, als dem, der sie lesen muß.

Zuerst brachte uns Frau Westermayer zu Herrn Leisler. Er besitzt viele sehr schöne Landschaften, zwei ganz vortreffliche Blumenstücke von de Heem und andre recht sehenswerthe Gemälde, besonders Niederländer. Unter diesen zogen mich vor allen drei einzelne Porträte an; ein männliches und zwei weibliche, die in jeder Gallerie einen ehrenwerthen Platz finden würden. Von den Frauen ist eine wunderhübsch, die andere sieht etwas mürrisch aus. Alle drei Köpfe sind vortrefflich gemalt und voll Karakter und Natur, den Namen des Meisters habe ich leider nicht erfahren. Die sowohl der Zahl, als dem Werthe

nach sehr bedeutende Sammlung des Herrn Kriegsraths Toussaint ist vor allen reich an Werken deutscher Maler aus der mittlern Zeit. Lukas Kranach zeigt sich hier in seiner ganzen Farbenglorie, besonders in einer Darstellung seines schönen Beckermädchens als Venus, neben ihr den von den Bienen verfolgten, jämmerlich weinenden Amor, der einen Honigreben in der Hand hält. Mehr als dieses zog mich ein sehr anmuthiges Gemälde von ihm an, welches Friedrich den Gütigen darstellt, wie er über eine Brücke reitet und ringsum von vielen Leuten freudig begrüßt wird; auch ein heitres liebes Bild von Albrecht Dürer, das Porträt einer sehr schönen, reich geschmückten Frau. Das Hauptgemälde der ganzen Sammlung ist eines von Lukas von Leyden, welches aber, wie ich höre, einige Kenner einem andern Meister zuschreiben wollen. Eine Meisterhand malte es gewiß, denn es ist ein sehr vorzügliches Bild, und das genügt mir. Es stellt den Heiland vor, wie er einen todten Knaben erweckt; Ausdruck im Einzelnen und Gruppirung des Ganzen sind gleich lobenswerth. Im Vorgrunde kniet ein Mädchen in einem schönen

grünen Gewande, das bei aller Verschiedenheit an die herrliche weibliche Figur in Rafaels Verklärung erinnert.

Die bis ins kleinste Detail ganz vortrefflich launig und natürlich ausgeführten Darstellungen einer Advokatenstube und der Werkstatt eines Schuhmachers, von einem unbekannten deutschen Meister, ergötzten mich sehr. Sie wissen, wie lieb solche Gemälde mir sind und wie ich mich ereifern kann, wenn vornehm thuende Kunstkenner nichts sehen wollen, als Madonnen und himmlische Heerschaaren. Das Gebiet der Kunst umfaßt die Welt, man sollte es so nicht beschränken.

Von Herrn Toussaint wanderten wir zu Herrn Barensfeld, einem angesehenen Weinhändler. Außer mehreren sehr guten Gemälden besitzt dieser auch noch viele andre Seltenheiten aller Art, mit großer Liebe gesammelt, besonders mechanische Kunstwerke, Uhren und dergleichen, unter denen für den Kenner und Liebhaber solcher Dinge manches recht merkwürdige Stück sich befindet. Die Liebhaberei solcher künstlichen Werke war die Freude unsrer Voraltern, jetzt

erstirbt sie allmählich, mit ihr diese Kunst selbst, und es ist doch Schade darum, und gut, wenn hie und da sich jemand findet, der sie noch aufrecht erhält. Unter den Gemälden des Herrn Barensfeld befinden sich mehrere sehr schöne Landschaften, besonders vom Frankfurter Maler Schütz, den ich in Hanau zuerst kennen lernte. Er malte meistens wirkliche Gegenden, ohne Abänderung treu nach der Natur, aber geistreich und mit vorzüglichem Farbenton. Unter den übrigen Gemälden, die größtentheils aus der niederländischen Schule sind, bemerkte ich noch ein sehr gutes Nachtstück von Schalk in seiner bekannten Manier, und eine Frau, die ihr krankes Kind zu einem Quacksalber bringt, von Gerhard Douw, als vorzüglich.

Nun war ich aber auch zum Umfallen ermüdet und außer Stande, an diesem Vormittage mehr zu sehen. Hanau besitzt noch manche merkwürdige Kabinette, besonders im naturhistorischen Fach, denen ich aber vorüberging, weil ich beim Hinausgehen aus ähnlichen Sammlungen, deren ich unzählige sah, mich jedesmal über meinen Mangel an Kenntniß in die-

sem Fache ärgern mußte, welches dennoch alles umfaßt, was uns zunächst umgiebt und zum eigentlichen Studium des Menschen von der Natur bestimmt ist. Morgen führt uns Frau Westermayer nach Emmerichshoff, dem Gute des bekannten Grafen Benzel-Sternau, um uns die Erlaubniß zu verschaffen, seine Gemäldesammlung zu sehen.

Nie hat mich etwas unerwarteter und freudiger überrascht, als diese Gemäldesammlung in Emmerichshoff, und sie ist mein Ideal, wie ich mir zu besitzen wünsche. Ein einfach geschmückter, aber recht zweckmäßig eingerichteter Saal vereinigt hier vielleicht nur fünf und zwanzig bis dreißig Gemälde, fast alle aus den italienischen Schulen, aber kein einziges ist darunter, an dem man nicht so recht seine innige Freude haben könnte. Obgleich alle an ihrem Standpunkt recht gut beleuchtet werden, so lassen die gastfreien Besitzer sie dennoch einzeln herunter nehmen und auf Staffeleien stellen, wo man sie dann im vortheilhaftesten Licht, von allen abgesondert, bequem betrach-

ten und sich daran ergötzen kann. Wie sehr der Genuß dadurch erhöht wird, läßt sich nicht beschreiben.

Von allen andern nenne ich Ihnen ein Gemälde von Rafael, wahrscheinlich der erste Entwurf seiner berühmten Jardinière, denn mit wenig Abweichungen ist es ganz das nämliche Bild, wie ich es in Paris sah. Einige Nebensachen sind abgeändert; bei näherer Betrachtung entdeckt man Spuren zweier angegebener und wieder ausgelöschter Köpfe. Sonst findet man, wie dort so hier, dieselbe Gruppirung, dieselbe hohe Einfalt der ganzen Anordnung, und den unaussprechlichen Liebreiz in der jugendlichen Gestalt der jungfräulichen Mutter und ihres göttlichen Kindes. Auf der das Gewand der Madonna verzierenden Stickerei läßt sich der Name Rafael Sanzio da Urbino entziffern, und alles deutet an, daß der hohe Meister hier zuerst versuchte, die ihm vorschwebenden himmlischen Gestalten auf der Leinwand fest zu halten.

Ein köstliches Bild von Leonardo da Vinci verdient neben diese Madonna gestellt zu werden. Obgleich der Gegenstand desselben an sich einer der wi-

derwärtigsten ist, so wußte der Meister ihn dennoch mit unaussprechlicher Anmuth zu schmücken. Es stellt die Herodias mit dem Haupte des Johannes vor. Im köstlichsten Schmucke steht die eitle Schöne da, jugendlich leichtsinnig weiß sie kaum, was sie mit weggewendetem Blick in den Händen trägt; ihre ganze Seele ist schon bei dem festlichen Tanz und dem sie erwarteten Triumpf der allgemeinen Bewunderung ihrer Grazie und Schönheit.

An diese Gemälde reihen sich ein sehr heitres Bild von Andrea del Sarto, Elisabeth und Maria mit ihren beiden halb erwachsenen Knaben, und eine heilige Familie von Sasso ferrato; letzteres ist nicht ganz vollendet, aber von unbeschreiblich rührendem Ausdruck, besonders in der Gestalt des heiligen Joseph. Doch ich müßte Ihnen die ganze Sammlung, Stück vor Stück, wenigstens nennen, besonders alle die Madonnen, aus denen sie zum größten Theil besteht, um Ihnen nur einen kleinen Begriff von all' dem Herrlichen zu geben, was dieser beschränkte Raum umfaßt. Nur einer schönen höchst anmuthigen Frau in einem prächtigen rothen Sammtkleide

von Holbein will ich noch erwähnen, die unter allen diesen Italienern gar nicht fremdartig dasteht.

Für mich hat diese Sammlung noch den besondern großen Vorzug, daß in ihr kein einziger widerwärtiger Gegenstand das Gefühl empört, indem er zur Bewunderung hinreißt. Von allen Märtyrergeschichten, allen bethlehemitischen Kindermorden, allen Geißelungen muß ich immer schaudernd wegblicken und kann mich nicht daran erfreuen, wären sie auch das Höchste, was je die Kunst erschuf; mein inneres Gefühl sagt mir, daß sie sich entweiht, indem sie solche Gegenstände darstellt, sie, die Hohe, uns zum Trost, nicht zur Quaal, Gegebene. Hier fand ich kein einziges solches Gemälde. Nennen Sie mir nicht die Herodias; der hohe Meister wußte mit der ihm so ganz eignen Anmuth allen Widerwillen zu bannen, den sie sonst wohl einflößen könnte, und im brechenden Blick einer hier auch befindlichen sterbenden Lukrezia von Guido Reni strahlt schon der Wiederschein einer bessern Welt, indem der erstarrenden Hand der Dolch entsinkt, mit dem sie selbst dem Tode sich weihte.

Frankfurt.

Auf dem herrlichen, von hohen Nußbäumen beschatteten Wege, längs den fruchtbaren, reich angebauten Ufern des Mains werden die zwei Meilen von Hanau bis hieher zu einer Lustfahrt, die man in weniger als zwei Stunden beendigt. Gern hätte ich das auf halbem Wege belegene Wilhelmsbad besucht, den angenehmen geselligen Vereinigungspunkt beider Städte, dessen liebliche Anlagen mir seit mehr als zwanzig Jahren noch immer in der Erinnerung vorschweben, aber der Regen machte die Promenaden unwegsam, ich zog also für diesmal vorüber und tröstete mich mit der Zukunft.

Der Eintritt in Frankfurt überraschte mich wahrhaft. Zwar ist die Reihe von Jahren, die seit meinem ersten Hierseyn vorüberging, nicht unbedeutend, aber die Verschönerungen, welche ich überall erblicke, sind selbst für den langen Zeitraum von zwanzig Jahren erstaunenswürdig, besonders wenn man bedenkt, unter welchen Stürmen der größte Theil derselben verlebt ward. Frankfurt ist jetzt nicht nur eine der reichsten, auch eine der schönsten Städte in Deutsch-

land. Große pallastähnliche Häuser der reichen Bewohner ziehen sich in langen Reihen durch viele Straßen hin, und auch die bescheidenen Wohnungen des Mittelstandes erscheinen zierlich, anständig, und zeugen von frohem Lebensgenuß. Das, mir so liebe, reichsstädtische Ansehen ist der Stadt geblieben; man sieht, daß nicht der Wille eines Einzigen diese schönen Gebäude alle entstehen hieß, sondern daß jeder Besitzer baute, wie sein Wille oder seine häusliche Lage es bestimmten. Aber man sieht auch, daß gebildete, die Kunst liebende Menschen hier wohnen, die mit dem Zeitalter fortschreiten und ihre Reichthümer auf würdige Weise anzuwenden wissen.

Die Straßen wimmeln von wohlgekleideten Leuten aus allen Klassen, von schönen Equipagen und allem Gewühl einer großen Handelsstadt. Seit zehn Jahren, die ich in Weimar verlebte, ward dieses mir fremd. Mich ergreift hier ein heimathliches Gefühl, alles erinnert mich an Danzig, meine liebe Vaterstadt, und an Hamburg, wo ich durch eine Reihe von dort verlebten Jahren einheimisch ward. Glänzende Magazine und Laden, angefüllt mit allem,

was das Leben zum Schmuck und zur Erhaltung erfordert, nehmen den Erdstock fast aller Häuser ein. Alles, was ich sehe, trägt das Gepräge von Wohlhabigkeit und Lust am Lebensgenuß nach gethaner Arbeit, die hier ihren Lohn reichlich ärndtet. Zwar mag wohl in Frankfurt wie in andern Städten mancher Dürftige in Elend schmachten, aber nirgend erblickte ich eine Spur davon. Jeder Arbeitsfähige kann hier lohnende Beschäftigung finden, und so wird es, bei der anerkannten Wohlthätigkeit der hiesigen Reichen gegen Hülflose, auch wahrscheinlich, daß hier im Ganzen weniger Armuth zu finden sey, als in andern großen Städten, ungeachtet das Leben in Frankfurt sehr theuer ist.

Wir haben hier leider nur zwei Tage zu bleiben, weil wir in Schwalbach die Kur anfangen wollen, ehe der in diesem Jahre dort erwartete große Schwarm von Badegästen eintrifft, und acht und vierzig Stunden sind sehr wenig für eine Stadt wie diese. Doch wir wollen jede einzeln benutzen und zusehen, wie weit wir damit reichen.

Nach Göthen noch etwas von der ehrwürdigen Domkirche, dem Römer und den übrigen öffentlichen merkwürdigen Gebäuden und Anstalten Frankfurts sagen zu wollen, wäre anmaßend und überflüssig zugleich. Nur des neuern schönsten Theils der Stadt, der langen Reihe prächtiger Häuser längs dem Ufer des Mains will ich erwähnen. Mit Recht trägt diese den Namen der „schönen Aussicht,“ denn wenig Städte haben eine ähnliche aufzuweisen, als die ist, welche die Fenster dieser Häuser gewähren. Der dicht vorüberströmende, von Flößen und Schiffen belebte Main, die einem Garten ähnlichen entgegengesetzten Ufer, die Vorstadt Sachsenhausen und die große steinerne Brücke, welche zu dieser über den breiten Strom, sanft sich wölbend, führt, bilden hier ein herrliches Panorama. Wir fuhren über die Brücke nach Sachsenhausen, welches an und für sich schon eine nicht unbeträchtliche Stadt ausmachen würde. Vormals war es ein enges winkliges Nest, berühmt wegen der Rohheit und Widerspenstigkeit seiner Bewohner. Noch steht darin freilich manches alterthümliche dunkle Gebäude als Denkmahl voriger

Zeiten, aber allmählich gewinnt auch Sachsenhausen eine andre Gestalt; neue hübsche Häuser erstehen neben den alten räuchrigen, und komme ich nach zwanzig Jahren wieder, so werde ich Sachsenhausen eben so verändert finden, als mir jetzt Frankfurt erscheint.

Nichts reizenderes giebt es, als die an der Stelle der demolirten Wälle angelegten Spaziergänge, die wie ein großer Blüthenkranz sich rings um Frankfurt hinziehen. Die Stadt liegt jetzt wirklich mitten in einem ungeheuren Rosengarten, der in diesem Augenblick in voller Blüthe steht. Schöne Bäume und neben ihnen alle Arten inländischer und einheimisch gewordener Sträuche bilden duftig-schattende Gänge, welche bald in geraden Alleen, bald in schlängelnden Fußsteigen durch diese großen, an der Schaussee sich hinziehenden Anlagen führen. Sie stehen aller Welt offen uud werden doch von allen schonend behandelt; niemand denkt daran, Blumen und Zweige zu brechen. Die unzähligen Nachtigallen, welche im Frühling diesen Blüthenhain beleben, sind leider jetzt verstummt. Eine große Anzahl allerliebster netter Land-

häuser liegen wie Pavillons in dem großen Garten zerstreut, umgeben von kleinen Blumengärtchen, und größere, zum Theil prächtige Gebäude — der Sommer-Aufenthalt der reichern Familien — glänzen nahe und fern aus dicht belaubten Bäumen hervor.

Obgleich unsre Zeit uns nicht erlaubt, Einladungen zu Frankfurts geselligen Kreisen anzunehmen, so überzeugt uns doch alles, daß ächte Gastfreiheit hier oder nirgends wohnt und der Ton der Gesellschaft sehr angenehm seyn muß. Mit liebenswürdigem Zuvorkommen tritt man uns überall entgegen und erleichtert unsern Zweck, alles zu sehen, was in so kurzer Zeit sich sehen läßt. Blieben wir länger hier, wir würden bald einheimisch uns fühlen unter diesen freundlichen gebildeten Menschen, bei denen jede Saite Anklang findet, so bald man sie berührt. Einen Abend habe ich aber doch im Theater zugebracht. Sie wissen, daß ich dieses auf Reisen selten versäume, selbst nicht in Städten, wo ich ganz unbekannt, vielleicht nur einen Tag verweile. Das unbehagliche Gefühl des Alleinseyns unter uns fremden Men-

schen verliert sich nirgend leichter als im Schauspielhause, wo wir, mit Hunderten zu einem Zweck versammelt, Rührung, Erheitrung, ja, wenn es seyn muß, auch Langeweile redlich theilen. Was wir zu Hause sonst sahen und hörten, sehen und hören wir hier wieder; ein heimathliches wohlthuendes Gefühl bemächtigt sich unser dabei, und um die Täuschung zu vollenden, meinen wir sogar, bekannte Gesichter in allen Logen zu erblicken. Gern überlasse ich mich der freundlichen Täuschung, die mich, wenn auch nur für ein paar Stunden, in der fremden Stadt gleichsam einbürgert.

Das Schauspielhaus ist, wie es sich für diese bedeutende Handelsstadt ziemt, ansehnlich, groß und bequem. Der Umstand, daß alle Logen von Abonnenten eingenommen sind, setzt bei der zuvorkommenden Gastlichkeit ihrer Inhaber den Fremden in keine Verlegenheit, denn alle, die ihn einigermaßen kennen, beeifern sich, ihm Plätze anzubieten. Sehr leid that es mir, daß ich in der Hoffnung getäuscht ward, eine Oper zu sehen, denn nach dem Urtheil aller Musikkenner gehört die Frankfurter Oper zu den

besten in Deutschland, besonders in Hinsicht auf das Orchester, und selbst die Aufführung der Symphonie überzeugte mich schon, daß es seinen großen Ruf wohl verdient.

Von der Aufführung der sonst ziemlich in Vergessenheit gerathenen Kreuzfahrer von Kotzebue, die ich hier nach vielen Jahren zuerst wiedersehen mußte, kann ich Ihnen nicht viel sagen. Das Frankfurter Theater scheint mir in dem nämlichen Zustande wie jetzt alle andere deutschen Bühnen zu seyn. Man findet wenig ganz Vortreffliches, wenig ganz zu Verwerfendes, viel Mittelmäßiges und nirgend ein abgerundetes Ganze, in welchem, ein Theil zum andern passend, alle zusammenstimmend, in einander eingreifend, ein ächtes Kunstwerk erfreulich darstellen.

Die Dekorazionen waren zum Theil recht schön, besonders die Kirche im letzten Akt und das Sprachzimmer mit dem Gitter, hinter welchem der Ritter von der Aebtissin wie eine Maus in der Falle gefangen wird. Die Kostüms waren glänzend, aber ich vermißte dabei eine alles ordnende Hand. Die Rit-

ter schienen aus sehr verschiedenen Zeitaltern zusammen gekommen zu seyn, und die Nonnen mit ihren Locken und ihren Schleiern von schwarzem Kreppflor gehörten wohl in das Gefolge der Maria Stuart, aber nicht in ein Kloster. Auch sahen diese dem Einmauern ihrer Schwester und dem Eindringen der fremden Krieger sehr gelassen zu. Aehnliches aber geschieht auf allen Theatern, selten vermehren Statisten den Eindruck des Stückes, was doch ihre Bestimmung ist, oft ziehn sie ihn gar ins Lächerliche herab. Freilich sind sie nicht Schauspieler und sollen es auch nicht seyn, aber daß sie unter guter Leitung ihren Platz dennoch recht gut ausfüllen können, davon haben mich in früheren Zeiten manche einzelne Vorstellungen auf dem kleinen Theater von Weimar überzeugt. Uebrigens gehörte die ganze Darstellung der Kreuzfahrer keinesweges zu den schlechten; Herr Heigel spielte den Balduin von Eichhorst mit Natur und Gefühl, auch mehrere der übrigen Rollen wurden sehr gut durchgeführt. Die gute, ewig klagende Emma trat freilich so durchdrungen vom Gefühl ihrer Leiden auf, daß keine Steigerung für den Gipfel

derselben ihr möglich blieb; mit wahrer Freude aber sah ich Frau Vohs in der Rolle der Aebtissin. Ihre schöne Gestalt und die Würde ihrer ganzen Haltung eignen sich ganz für die höhere Tragödie. Ich hatte diese Künstlerin schon oft in Weimar rühmlich nennen hören, ohne je sie gesehen zu haben, und freute mich, noch jetzt Spuren der dortigen frühern Schule in ihrem Spiel zu entdecken, nur scheint sie sich in spätern Zeiten eine etwas ermüdende Monotonie der Deklamazion angewöhnt zu haben.

Daß Frankfurt einen Reichthum an Kunstsammlungen aller Art, besonders an Kupferstichen, Handzeichnungen und Gemälden besitzt, läßt sich von dieser so günstig belegenen, von reichen gebildeten Menschen bewohnten Stadt nicht anders erwarten. Gern möchte ich alle sehen, und bei der Liberalität ihrer Besitzer hätte ich auch wohl dazu gelangen können, wäre mir nur die Zeit nicht so spärlich zugemessen.

So begnügte ich mich mit der Sammlung des Herrn Städel, als der berühmtesten und zahlreich-

sten, und beschränkte mich auch hier nur auf die Gemälde, denn seine Handzeichnungen und Kupferstiche durchzugehen, würde mehr Tage erfordern, als ich in Frankfurt Stunden zu verweilen habe. Der ehrwürdige Greis *) empfing uns aufs freundlichste, und machte uns selbst, trotz seines hohen, mit mancher Beschwerde verknüpften Alters, auf seine vorzüglichsten Gemälde aufmerksam, deren Anblick ihn wieder zu verjüngen schien.

Wenig Privatsammlungen werden mit dieser sich messen können. Sie nimmt eine bedeutende Reihe von Sälen und Zimmern ein, von deren Wänden uns Werke der berühmtesten Meister aller Schulen entgegen glänzten. Der Reichthum ist zu groß, als daß ich bei einem einzigen Besuch mehr hätte davon

---

*) Herr Städel ruht nun schon seit einigen Monaten im Grabe. Seine Sammlungen mit einem beträchtlichen Kapital zur Erhaltung und Vermehrung derselben hinterließ er durch testamentarische Verfügung der Frankfurter Kunstschule, die dadurch wahrscheinlich eine der bedeutendsten wird.

tragen können, als den erfreulichen Eindruck des Ganzen. Ich wußte nicht, wohin ich die Blicke wenden sollte; hier zog mich das schöne Porträt einer Frau mittleren Alters von Holbein an, wohl werth, neben den sich zu stellen, welches Graf Benzel-Sternau in Emmerichshoff besitzt; dort überglänzte ein prächtiges Gastmahl von einem Schüler des Paul Veronese alle andern Gemälde. Dann fesselte mich ein Blumenstück von Huysum; ein paar kleinere noch schönere von Rachel Ruysch schienen mir entgegen zu duften, da zogen mich ein paar Trauben schmausende Lazaronis von Murillo's Meisterhand von ihnen ab. Nichts, was den Kunstfreund erfreuen kann, fehlt in dieser unschätzbaren Sammlung, wenn er nur Zeit hat, alles zu betrachten.

Dem alten berühmten Maler Morgenstern, dessen kunstreicher Hand wir die Erhaltung manches trefflichen Gemäldes verdanken, stattete ich auch einen Besuch ab; seine durch Göthe uns bekannt gewordenen Miniaturkopien größerer Gemälde veranlaßte mich besonders dazu. Ihn selbst konnte ich nicht sehen, Krankheit und Altersschwäche fesseln ihn schon

seit Monaten an das Bette; aber sein Sohn empfing uns, der schon jetzt an des Vaters Stelle tritt und mit vielem Erfolge die von ihm erlernte schwere Kunst übt, schadhafte alte Gemälde mit schonender Hand und richtigem Gefühl zu reinigen und zu ergänzen.

Etwas hübscheres, das mich mehr angezogen hätte, als die kleine Gallerie Miniaturbilder des Vaters, welche der Sohn mir zeigte, sah ich nie in meinem Leben, und gewiß giebt es keine zweite Sammlung dieser Art in der Welt. Denken Sie sich einen flachen Schrein mit zwei Flügelthüren, die ihn verschließen, wie man das an alten, besonders Altargemälden sieht, etwa drei Ellen hoch, und, wenn die Thüren offen stehn, etwas breiter als hoch, diese kleine so gebildete Wand über und über mit aufs sauberste in Oel gemalten Miniaturbildchen überdeckt. Alle Gemälde von Werth, die während eines langen arbeitsvollen Lebens durch des alten Meisters Hände gingen, hat er hier mit unsäglichem Fleiß im kleinsten Format aufs treuste kopirt. Mir war beim ersten Blick darauf, als sähe ich eine große herrliche Bilder-Gallerie durch ein Verkleinerungsglas an. Nichts, auch nicht die unbedeu-

tendste Kleinigkeit ist auf einem dieser Bilder weggelassen oder verändert, und alles aufs sorgfältigste und zarteste ausgeführt bis ins geringste Detail. Aber nicht nur dieses giebt der Sammlung ihren Werth, noch bewundernswürdiger ist es, wie Morgenstern den Geist aller der von einander so verschiednen Künstler so auffassen konnte, wie er die Eigenheiten, den Ausdruck, den Farbenton, mit einem Wort die Manier eines jeden Einzelnen in dem engen Raum mit täuschender Wahrheit darzustellen wußte. Alles, was man in großen Gallerien findet, ist auch hier vereint. Einzelne Köpfe, Landschaften, Thierstücke, Seestücke, niederländische Bauernstuben, historische Gemälde aus allen Schulen, von allen Meistern. Die Figuren auf den Landschaften sind winzig klein, die Köpfchen auf den historischen Gemälden nicht größer, als auf Kalenderkupfern, und alle haben Geist, Ausdruck und die größte Aehnlichkeit mit den Originalen, von denen ich manche früher gesehene wieder erkannte. Unter andern einen heiligen Johannes von Mengs, der lange in Weimar war. Zwei solcher Schränkchen sind ganz mit Gemälden bedeckt, im dritten ist noch

Platz, der leider wohl unausgefüllt bleiben wird. Die Anzahl der Gemälde schien mir in die Hunderte zu gehen; sie sind ein seltner Schatz, wohl werth, daß er einst in Hände gerathe, die ihn zu würdigen wissen.

Auch als Perspektivmaler kann der alte Morgenstern zu den bedeutendsten Künstlern in diesem Fach sich zählen. Ich sah in seinem Hause sein Lieblingsbild, von dem er nie sich trennen mochte; es stellt das Innere einer schönen hellen Kirche vor.

Herr von Bethmann hat in seinem ganz nahe an der Stadt belegnen Garten allen Kunstfreunden einen großen Genuß bereitet. Er widmete ein großes, ihnen immer offen stehendes, mit Säulen tempelartig geschmücktes Gebäude der plastischen Kunst. Vortreffliche Abgüsse der schönsten antiken Statuen und Büsten sind hier, schön beleuchtet, theils in der großen Eintrittshalle, theils in daran stoßenden Kabinetten aufgestellt und mit feinem Kunstsinn so geordnet, daß die zu einander passenden auch zusammen stehen. Hier sah ich zum erstenmal ein bedeutendes Werk unseres berühmten Denneckers, von welchem

ich bis jetzt nur Büsten, und diese auch nur in Abgüssen, kannte. Seine viel besprochene Ariadne steht in diesem Museum, ganz allein, mitten in einem von oben beleuchteten Kabinet, auf einem beweglichen Sockel, der mit leichter Mühe gedreht wird, so daß man die schöne Gruppe von allen Seiten im besten Lichte sehen kann, ohne von der Stelle zu gehen. Sie glauben nicht, welchen magischen Effekt dies langsame Wenden des Marmorbildes hervorbringt, und wie es dadurch belebt wird. Die Gruppe selbst kennen Sie längst aus Zeichnungen und Beschreibungen. Ariadne, nicht die Verlaßne, sondern die Königin, die vom Gott der Freude zur Göttin Erhobene, ruht auf einem Tiger vom Wagengespann ihres großen Befreiers. Sehnsüchtig und erwartend blickt sie hinaus in die Ferne, wahrscheinlich ihm entgegen. Lange stand ich bewundernd vor ihr; ich glaube nicht, daß neuere Plastik viel aufzuweisen hat, was dieser schönen Gruppe mit Recht den Vorrang streitig machen könnte, obgleich Kenner manches daran zu tadeln wissen mögen. Denn wo fände man das nicht? Leider entstellen einige dunkle

bläuliche Flecken den höchst weich und vollendet gearbeiteten Körper, und Gesicht und Hals sind auch nicht ganz frei davon geblieben, weil ein ganz weißer Marmorblock von dieser Größe nicht zu finden war.

Schwalbach, 16 Jul. 1816.

Das Wetter war wieder wunderschön nach mehreren regnigten Tagen, der Weg vortrefflich, die angenehmste Gegend und mannigfaltige Ansichten des Mainstroms ergötzten uns auf dem kurzen Wege von Frankfurt nach Wiesbaden, bis näher an letzterm eine weite ausgebreitete Aussicht auf den Rhein uns wirklich entzückte. Da sahen wir nun zuerst den herrlichen freigekämpften Strom sich winden um seine Inseln, durch den mit Städten und Dörfern dicht besäeten fruchtbaren Rheingau.

Man wird in diesen Gegenden so schnell auf den Posten befördert, daß wir schon gegen eilf Uhr in Wiesbaden eintrafen, obgleich unsre Abfahrt aus Frankfurt sich ein wenig verspätet hatte. Wir traten in der Wohnung unsrer Freundinnen aus Jena ab, denn in diesem Jahr ist hier während der Badezeit an ein bequemes Absteigequartier in einem Gasthofe nicht zu denken, weil die sehr zahlreichen Brunnengäste jeden bewohnbaren Winkel längst eingenommen haben. Die Stadt ist nicht klein und vergrößert sich mit jedem Tage; überall sahen wir neue hüb-

sche Häuser im Entstehen, alles baut, um dem dringenden Bedürfniß der mit jedem Jahr zunehmenden Zahl der Fremden abzuhelfen. Die mehresten Badegäste wohnen hier bis jetzt weder elegant noch bequem, Ausnahmen finden sich freilich. Die Wohnungen, welche nahe an der Hauptquelle liegen, sind sehr warm, an heißen Tagen, wie dieser einer war, scheint es mir fast unmöglich, in der erstickenden feuchtwarmen Luft zu athmen, aber in der sogenannten kalten Stadt, welche von der Quelle entfernter liegt, ist die Luft besser und kühler. Jede Wohnung hat ihre eignen gemauerten Bäder, in welche das siedend-heiße Wasser durch Kanäle geführt wird, und jeder Badegast erhält mit seiner Wohnung den Schlüssel zu einem derselben, dessen er allein sich bedienen darf. Dies ist eine von Wiesbadens größten Annehmlichkeiten, die man selten in andern Bädern findet.

Da unser Aufenthalt in Wiesbaden gerade auf einen Sonntag fiel, so beschlossen wir im Kursaal zu Mittag zu essen, weil sich an diesem Tage dort beinahe die ganze Gesellschaft versammelt, und wir

manche Bekannte zu finden hofften; aber das ging nicht so leicht, als wir es dachten. Wer hier an der Sonntagstafel Platz finden will, muß ihn mehrere Tage vorher bestellen und dessen Nummer sorgfältig bewahren, sonst kann er der Seligkeit nicht theilhaftig werden, mit einigen hundert Personen, unter dem Geräusch einer betäubenden Tafelmusik und dem Geklapper der Aufwärter zwei Stunden lang am Tische zu sitzen. Ohne die sich aufopfernde Güte einiger Freunde, die uns ihre Plätze abtraten, wären wir auch nicht dazu gelangt. So ist es aber nur an Sonntagen, denn in der Woche essen die mehresten Brunnengäste auf ihrem Zimmer, und kommen nur an diesem Tage hervor, dessen Freuden ein Ball beschließt, zu welchem sich immer auch viele Einwohner von Mainz und der umliegenden Gegend einfinden, die dann neues Leben in die Gesellschaft bringen.

Der Kursaal ist ein so schönes imponirendes Gebäude, wie ich es noch in keinem Brunnenorte sah; eine hübsche Allee führt zu ihm hin, und sehr angenehme Spaziergänge rings um einen großen Teich schließen sich an ihn an.

Außer dem Saal, wo gespeist und getanzt wird, und in welchem mehrere hundert Personen bequem Platz finden, enthält dies Gebäude noch einige recht artig dekorirte und meublirte Zimmer zum Spiel und für kleinere Gesellschaften. Den großen Saal selbst umgiebt eine von hohen Marmorsäulen getragene Gallerie, viele glänzende Kronleuchter blitzen von der Decke herab und vervielfältigen sich in den großen Spiegeln. Die Säulen sind alle von grauem inländischen Marmor, der in der Gegend von Limburg gebrochen wird; sie würden sehr schön seyn, wenn man dahin getrachtet hätte, die Zusammensetzung der Säulenschäfte mehr zu verbergen.

Die an mehreren langen Tafeln ziemlich gut bediente Gesellschaft war sehr elegant, doch sahen wir bald deutlich, daß das Ganze unter sich wenig Verbindung hat. So ist es aber in allen Badeörtern, wo man nicht am Brunnen trinkt, der doch immer den besten Vereinigungspunkt ausmacht. Bekannte halten sich hier zu Bekannten, wie wir auch thaten, dadurch aber zerstückelt sich der große Kreis in unzählige kleine, und an allgemeine Geselligkeit, die in

Brunnenorten doch zu Hause seyn sollte, ist nicht zu denken. Alles zerfällt in kleine Kotterien von alten Freunden und Landsleuten, welche zusammen die himmlische Gegend umher besuchen. Wer hier allein aus weiter Ferne ankommt, dem muß zu Muthe seyn wie einem einzelnen Regentropfen im Ozean.

Die zwei Meilen von Wiesbaden nach Schwalbach sind sehr bergig. Sie führen fast immer durch einen schönen dichten Wald über die hohe Wurzel, so heißt eine Anhöhe unfern der Schaussee, zu welcher von Schwalbach aus fleißig gewallfahrtet wird. Von dieser Stelle umfaßt das Auge mit einem Blick den ganzen Rheingau bis an die Thürme von Mainz, und weiter hinaus die vom Main durchströmten Gegenden; gute Augen entdecken sogar bei hellem Wetter die Thürme von Frankfurt; es ist eine der ausgebreitetsten Aussichten im Taunus-Gebirge. Schwalbach erblickt man erst, wenn man hereinfährt, tief und steif windet sich der Weg eine beträchtliche Anhöhe hinab, in das von waldbewachsenen Bergen eng umschloßne Thal, durch welches der kleine Ort sich lang und schmal hinzieht. Mit Recht heißt er ei-

gentlich Langenschwalbach, denn er besteht fast nur aus einer einzigen Straße, und selbst recht bedeutende Städte werden selten eine aufzuweisen haben, welche diese an Länge überträfe. Der zunächst liegenden wild-romantischen Umgegend fehlt es nicht an ländlichem Reiz, an schönen Wiesen, schattendem Wald und herrlichen Bäumen; aber gleich beim ersten Schritt vermißte ich überall die sorgliche Pflege, das bescheidne Nachhelfen der Gartenkunst, welche in einem nicht günstigern Klima die Gegend um Karlsbad so unaussprechlich verschönern und eigentlich erst recht genießbar machen. Auch auf diesen Bergen, in diesen schattigen Gründen könnten ohne großen Aufwand von Geld und Mühe bequeme Fußpfade angelegt werden; an schönen Bäumen fehlt es nicht, unter denen ein dem Ermüdeten höchst willkommner Ruhesitz winken könnte, nicht an lieblichen Aussichten in das Thal, bei welchen ein einfach schützendes Dach höchst willkommen wäre, um sich ihrer bequem erfreuen zu können. Aber den guten Bürgern von Schwalbach, welche hier die Herren spielen, kömmt dergleichen nicht in den Sinn. Sie vermiethen ihre

Wohnungen zum möglichst hohen Preis, den sie erhalten können, lassen sich den übrigen Gewinn, den ihnen die Badegäste bringen, wohl gefallen, doch um ihre Bequemlichkeit kümmern sie sich weiter nicht. Sie füllen jährlich mehrere tausend Krüge mit ihrer heilbringenden Quelle, deren Versendung ihnen viel Geld einbringt, aber die Quellen liegen in einem nassen Wiesengrunde, und bei feuchten Sommern, wie dieser, waten die Trinkenden wirklich in einem Sumpfe herum; denn selbst hier wird nicht durch wohl erhaltene Kieswege für Gesundheit gesorgt.

Auch den Wohnungen fehlt das freundlich einladende, reinliche Ansehen, welches dem Badegast in Karlsbad gleich beim Hereinfahren den Ort seines künftigen Aufenthalts schon im voraus angenehm macht. Im Innern derselben vermißt man manche, besonders im Bade fast unentbehrliche Bequemlichkeit, denn alle sind nur mit dem nothwendigsten Geräthe, und das so einfach, mitunter so altväterisch als möglich. Das Sopha, welches uns unser Wirth mit Mühe verschaffte, ist der Gegenstand des Neides aller unserer Bekannten, denn im ganzen Ort sind

deren gewiß kein Dutzend vorhanden. Dennoch fehlt es in Schwalbach nie an zahlreichem Zuspruch, und die Gewißheit desselben bewegt wahrscheinlich die Bürger, sich um Gäste wenig Mühe zu geben, da diese von selbst sich einfinden. Unsre Wohnung gehört indessen zu den bessern im Ort. Wir wohnen im Kaisersaal, dem größten und besuchtesten Gasthof, der aber außer dem Namen nichts kaiserliches aufzuweisen hat. Doch muß ich Herrn Wiegand, dem Eigner desselben, bei dieser Gelegenheit wegen seiner aufmerksamen Gefälligkeit und auch wegen der Billigkeit seiner Forderungen das ihm gebührende Lob ertheilen. Außer dem Kaisersaal sind noch mehrere Gasthöfe und eine Menge Privathäuser zur Aufnahme von Fremden bestimmt. Die Gesellschaft ist jetzt noch klein, vergrößert sich aber mit jedem Tage. Alle Wohnungen sind für die letzte Woche dieses Monats im voraus bestellt. Dann tritt die glänzendste Periode in Schwalbach ein und währt bis zur Mitte des Augustmonats. Mit dem zwanzigsten Juli beginnen die Bälle, die Spieler ziehen dann auch wie Hayfische herbei, und der beschränkte Raum des

engen Thals wimmelt von fröhlich buntem Leben. Jetzt wandeln wir noch in sehr kleiner Anzahl zum Brunnen, das blaugeränderte vorschriftsmäßige Trinkglas in der Hand, und zwar gegen sieben Uhr des Morgens, weil die Sonne dies enge Thal erst spät erwärmt.

Eine ziemlich lange, mit hohen Bäumen dicht besetzte Allee führt vom Orte an bis zu der besuchtesten Quelle, die man den Weinbrunnen nennt, und dient den Trinkenden zur Promenade. Auf einer sehr schlechten hölzernen Treppe, seitwärts zu Ende der Allee, steigt man herab auf die kleine sumpfige Wiese, in deren Mitte die Quelle reichlich sprudelt, zwar mit einer Balustrade umgeben, aber ohne alle Bedachung. Zwei Männer schöpfen den heilbringenden Trank, der wie Champagner braust und wirklich etwas Berauschendes hat. Die übrigen Umgebungen der Quelle sind die kunstlosesten, die man sich denken kann. Des Sumpfes, der sie umgiebt, habe ich schon ehrenvoll erwähnt; die einem verfallnen Pferdestall ähnliche hölzerne Barake, unter welcher die Brunnengäste beim Regen Schutz suchen müssen, paßt

vollkommen zum übrigen. Man erzeigt dieser die Ehre, sie eine Kolonade zu nennen; sie ist so enge, daß kaum dreißig Personen darunter Raum finden, wenn sie auch ganz ruhig neben einander stehen wollen. Die verstimmte Harfe eines Juden und ein gewaltig dazu schreiendes Mädchen machen den musikalischen Theil der Morgen-Unterhaltung aus, und beide Virtuosen sind auf Uebung ihrer Kunst so erpicht, daß weder Geld noch gute Worte sie zum Schweigen zu bringen vermögen. Schmutzige Juden mit allerlei kurzer Waare verengen in großer Anzahl den beschränkten Raum der sogenannten Kolonade und haben wenigstens das Gute, daß niemand durch ihr Waarenlager sich hier wie in den Karlsbader Magazinen zu großen Ausgaben verleiten läßt, auf die er bei dem Antritt der Reise nicht rechnete.

Die zweite Quelle, der Stahlbrunnen, liegt höher, zur Seite des Ortes. Die sie umgebenden Alleen sind sonniger und besser erhalten, aber auch sehr feucht und ohne Kiesweg; eine geräumigere, etwas leidlichere Kolonade bietet hier Schutz gegen die Witterung, kurz, alles sieht im Ganzen anständiger

und einem Badeorte ähnlicher aus. Sogar einige mit Putzsachen und andern Waaren angefüllte Laden sind unter den Säulen zu finden; auch hier glänzen freilich Karlsbads Herrlichkeiten nicht, aber man hat doch Gelegenheit, für kleine Bedürfnisse des Augenblicks zu sorgen, ohne erst deshalb nach Frankfurt schreiben zu müssen. Der Stahlbrunnen wird indessen weniger benutzt, als der Weinbrunnen, weil das Wasser, bei sonst völlig gleicher Wirkung, dem Magen weniger zuträglich ist.

Schwalbach, 25. Jul.

Jetzt ist hier der lustige bunte Wirrwar des Badelebens in vollem Gange. Aus allen Fenstern gucken zierliche Lockenköpfe bis unters Dach hinauf, und Säle, Straßen und Spaziergänge wimmeln von Brunnengästen, denen man es ansieht, daß nicht das Bedürfniß einer Kur sie hieher führte. Die Gesellschaft besteht zwar jetzt fast aus allen europäischen Nazionen, doch ist der größte Theil derselben in Frankfurt, Mainz und andern benachbarten Städten zu Hause. Böse Zungen behaupten sogar, ein alljährlicher Besuch in Schwalbach oder Wiesbaden sey ein unerläßlicher Artikel des Ehekontrakts in diesen Gegenden. In allem mögen jetzt wohl unsrer fünf bis sechs hundert hier versammelt seyn, ohne die Zugabe von Bedienten und Zofen. Wir machen zusammen Lärm genug in diesem kleinen Winkel der Welt, in welchem wir eben nur Raum genug haben, uns herum zu drehen, das versichre ich Ihnen. Nur wenige von uns suchen sich zu isoliren, oder kleine abgesonderte Kotterien zu bilden. Freilich hat jeder einen Kreis, zu welchem er sich vorzugsweise hält, aber

bei allen vorkommenden Gelegenheiten vereinen sich diese kleinen Kreise zu einem Ganzen, und jedes trägt gern zum allgemeinen Vergnügen sein Scherflein bei, ohne Rücksicht auf Rang und Titel. Noch nie sah ich einen Brunnenort, in welchem man sich wechselseitig mehr entgegen käme und ganz ohne alle Repräsentazion. Auch ist eigentlich gar kein Raum zum Repräsentiren vorhanden; ein Hof, der sich hieher verirrte, würde schon um ein Lokal dazu in Verlegenheit kommen, wenn er seine gewohnte Sitte mitbringen wollte. Bei der vollkommensten Gleichheit aller gebildeten Stände artet dennoch der Ton der Gesellschaft nicht aus, und nie bemerkte ich noch die kleinste auffallende Unsittlichkeit. In der Kleidung herrscht Eleganz, doch keine übertriebene Pracht. Das Leben ist nicht wohlfeil, doch auch nicht theuer zu nennen, besonders da alles sehr gut ist, was man für sein Geld erhält, Wohnung und Bäder ausgenommen. Im Grunde kann ich den oben erwähnten Artikel der Ehekontrakte nicht sehr tadeln, denn es giebt wenig Orte, wo man einige aus einem ganzen langen Jahr zur Erholung auserwählte Wochen fröh-

licher und anständiger hinbringen könnte, ohne großen Aufwand von Geld.

Wie wir hier leben, ist nicht wohl anders recht anschaulich zu machen, als wenn ich Ihnen einen Tag in Schwalbach von Anfang bis zu Ende beschreibe; denn alle gleichen sich, mehr oder weniger. Gegen sieben Uhr ziehen wir sammt und sonders zum Weinbrunnen, die vielen schönen weißgekleideten Gestalten der Damen beleben, gleich so viel Hamadryaden, die dunkelgrüne Dämmerung der zu ihm führenden Allee und gewähren einen sehr anmuthigen Anblick. Doch möchte ich ihnen lieber zu wohl wattirten Ueberröcken und starken wasserdichten Schuhen rathen. Nirgends sind diese nöthiger, als in diesem immer kühlen und feuchten Laubgewölbe, durch welches nur selten ein Sonnenstrahl dringt. An allen Brunnen der Welt wird geschwatzt, getrunken und Bekanntschaft gemacht, aber nirgend geht alles dieses besser von Statten, als in Schwalbach; das Trinken, weil das Wasser höchst angenehm schmeckt, das Plaudern und schnell mit einander Bekanntwerden, weil das durchaus unwürdige Lokal gewaltsam an einander

drängt und uns alle als Leidens=Brüder und Schwestern vereinigt. Der Mensch ist nie geselliger und anschließender, als bei einem Unglück, welches alle gleich trifft, das haben wir bei Plünderung und anderer Kriegesnoth zur Genüge erfahren; daher schreibe ich einen großen Theil der Leichtigkeit, mit der man hier Bekanntschaften macht, dem schlüpfrig nassen Boden am Quell und dem löcherigen Dach der schönen Kolonade zu. Doch möchte ich nicht, daß die Rathsherren von Schwalbach etwas von dieser meiner psychologischen Bemerkung erführen, sie wären im Stande, die bretterne Bude ganz abzubrechen und uns bis an die Knie im Morast zu versenken, einzig zu mehrerer Beförderung der Geselligkeit; jetzt kommen wir doch noch mit durchnäßten Schuhen davon. Nachdem wir unsre bestimmte Zahl von Gläsern geleert haben, machen wir noch eine kleine Promenade zum Stahlbrunnen und sehen uns dann gegen neun Uhr nach dem Frühstück um, welches jeden in seiner Wohnung erwartet. Oeffentliche große Frühstücke sind hier nicht gebräuchlich, wenigstens nicht in diesem regnigten Sommer; hin und wieder etabliren

sich wohl kleine Tischchen in der Allee, vor dem daran in geringer Entfernung von der Stadt belegnen Alleesaal, aber gewöhnlich treibt der Regen sie bald wieder fort, und selbst an schönen Morgen ist der Aufenthalt in der kühlen feuchten Allee nicht rathsam, besonders wenn man vom Gehen nur im mindesten warm ward.

So weit geht es gut, aber nun bricht eine böse Stunde herein, in der niemand ein freundliches Gesicht macht. Alle schelten, zanken, ärgern sich gewaltig, und die Polizei hat nicht Beine genug, um überall hinzulaufen, wo man sie verlangt, nicht Ohren genug, um alle Klagen zu hören. Es ist die Badestunde, lieber Freund, in welcher ein heilloser Dämon ganz Schwalbach zu beherrschen scheint. Niemand wird zufrieden gestellt, obgleich Treppen und Gänge von den schweren Tritten der häßlichsten Najaden in der Welt dröhnend wiederhallen.

Wirklich ist das Baden in Schwalbach das unangenehmste, und bei aller Trefflichkeit des Wassers das zweckloseste, oft schädlichste, was sich denken läßt, weil die ganze Einrichtung desselben durchaus fehler-

haft ist. Schon daß man in seinem eignen Zimmer, in einer sehr engen kleinen Wanne zu baden gezwungen ist, taugt nichts; obendrein muß man diese oft mit andern Badegästen theilen, wenn man sie nicht mit Argusaugen bewacht, denn die vorhandene Anzahl derselben reicht nicht hin, um jeden Einzelnen damit zu versehen. Das Wasser wird von eigenen, dazu angestellten Weibern in großen Kübeln auf den Köpfen herbeigetragen. Mit lautem Geplapper stampft davon immer wenigstens ein halbes Dutzend zugleich in das meist enge Zimmer der Fremden herein, und gewährt eben keinen reizenden Anblick. Diese Weiber stehen zwar unter der Polizei, deren Diener bei jedem Ruf erscheinen, auch sonst fleißig nachfragen, wie man bedient werde, aber nie erlebte man noch, daß irgend einer der unzähligen Beschwerden der Badenden deshalb abgeholfen würde. Auch ist das Haupt der Polizei, an welches man sich vorzüglich zu wenden hat, in der Badezeit immer krank und unzugänglich, gleich den unsterblichen Göttern in ihrem Olymp. Daher erhält man sein Bad nie zur bestimmten Zeit, kann nie lange genug darin bleiben oder vor dem An-

kleiden eine halbe Stunde ruhen, wenn man bei der Mittagstafel erscheinen will, und, was noch schlimmer ist, das Wasser hat nie die gehörige Temperatur. Immer ist es entweder zu kalt oder zu heiß, und selten gelingt es, noch einen Kübel voll warmen oder kalten Wassers von den hartherzigen Najaden zu erflehen. Wer, in Privathäusern wohnend, von seinen Hausleuten das Bad bereitet erhalten kann, wird freilich etwas besser bedient, aber so glücklich sind nur wenige, und diese Privatwohnungen haben wieder andre Unannehmlichkeiten.

Doch auch dies böse Stündlein geht vorüber wie die guten. Nach ein Uhr eilt alles zu den durchaus sehr reichlich und gut besetzten Tischen. Ehre dem Ehre gebührt; in Hinsicht des Essens und Trinkens bleibt Karlsbad weit hinter Schwalbach zurück. Fast alle Gäste speisen an den öffentlichen Tischen, deren es mehrere giebt, welche alle lobenswerth bestellt sind. Die vorzüglichsten sind im Alleesaal, in der Kette, in der Post und in unserm Kaisersaal zu finden. Letzterer wird für den besten gehalten. Dort essen wir gewöhnlich, hospitiren aber auch oft in den

andern Sälen, wo wir Freunde und Bekannte wissen, die uns dann wieder einen Gegenbesuch an unserm Tische abstatten. Die Gesellschaft besteht jetzt im Kaisersaal gewöhnlich aus siebzig bis achtzig Personen. Der Saal erschallt von fröhlichem Gespräch, aber auch leider von recht schlechter betäubender Tafelmusik. Sie wissen, auch die beste ist mir immer zuwider, und können also denken, wie oft ich im Stillen die schlechte ins Pfefferland wünsche, besonders da man leider fast zwei Stunden bei Tische sitzt. Gegen Ende der Tafel treten die Spieler herein, unter dem Arm ihr verhängnißvolles grünes Tuch, welches sie am Ende des Saales ausbreiten. Den Vormittag gehen sie damit im Saal der Kette auf den Fang aus. Bald nach ihnen erscheint die ganze Brunnengesellschaft von allen andern Tischen, um, der hergebrachten Sitte gemäß, im Kaisersaal ihre Tasse Kaffee zu trinken, die hier weder besser noch schlechter ist, als anderswo. Diese halbe Stunde ist wirklich ergötzlich, obgleich des Gedränges oft zu viel wird; die Scene am Brunnen wiederholt sich hier trocknen Fußes und im größern Styl, Partien wer-

den für den Abend oder den folgenden Tag verabredet, alte Bekannte begrüßt, neue angekommne bewillkommt, bis alle hinab ins Freie eilen. Die Spieler haben dabei keine sonderliche Aerndte, zwar belagern Zuschauer genug ihren Kampfplatz, aber wenig Theilnehmer, und im Ganzen werden keine bedeutenden Summen von ihnen umgesetzt.

Auf der Straße vor dem Hause finden wir nun meine neuerkohrnen Lieblinge, die Esel, schlecht, aber nicht recht gezäumt und gesattelt. An der Hand ihrer etwas zerlumpten Treiber erwarten sie unsre Befehle, und wer nicht gern geht und Berge ersteigt, der eilt, ein solches geduldiges Thier in Beschlag zu nehmen. Die Damen sitzen auf etwas unbequemen, mit einem Fußbrett versehenen Stühlen, queer auf dem Esel, die Herren reiten wie gewöhnlich. Bald bilden sich lange prozessionenartige Züge von Reitern und Reiterinnen, umschwärmt vom rüstigern, zu Fuße gehenden Theil der Gesellschaft, und ziehen rechts und links durch das Thal und über die Berge.

Etwas burlesk sieht solch ein Zug zwar aus, das ist nicht zu läugnen, auch mußte ich bei dem Anblick

zuerst recht herzlich lachen, bald aber befreundete ich mich selbst mit den lieben Thieren, die mich so bequem und sicher auf die steilsten Gipfel der Berge tragen. Wollte der Himmel, ich fände sie überall, wo es Berge giebt! In Schwalbach sind sie wirklich unentbehrlich, denn man muß bergauf, wohin man sich auch in diesem tiefen Felsenkessel wenden mag, und außer den nach Wiesbaden und Ems führenden Kunststraßen sind die Wege rings umher beinahe unfahrbar. Auf solch einem Esel trotzt man jeder Gefahr; zuweilen werden sie zwar wohl verdrüßlich und wollen nicht fort, dafür weiß der Treiber aber Rath, der ohnehin immer nebenhergeht. Oft legen sie sich unterwegs ein wenig nieder, dabei ist aber weiter keine Gefahr, man kommt plötzlich auf seine eignen Füße zu stehen, man weiß nicht wie, ohne andern Schaden, als den, ausgelacht zu werden, und hat gewöhnlich noch den Trost, daß den Lachern in der nächsten Viertelstunde dasselbe widerfährt.

Mit dem sinkenden Tage finden wir uns wieder im erleuchteten Alleesaal alle zusammen. Letzterer

ist ein recht artiges Gebäude, mit einem großen, nicht uneleganten Tanzsaal und mehreren Nebenzimmern; im obern Stock sind auch Wohnungen für Brunnengäste eingerichtet. Hier treffen wir nun wieder die Musik, die Spieler, und in den Nebenzimmern mehrere Tische, an welchen man nach der Karte supiren kann. Nun wird gelacht, geplaudert, erzählt, die junge tanzlustige Welt dreht sich in ein paar Walzern herum, und so ist der Tag zwischen elf und zwölf Uhr vollbracht.

Bei Regenwetter fallen freilich die Landpartien weg, und dies geschieht in diesem Sommer leider nur zu oft. Dann kommen wir schon um sechs Uhr im Alleesaal zusammen, einzelne Gesellschaften bilden bald einen geselligen Kreis um den Theetisch, der allmählich durch später Hinzukommende sich vergrößert. Wer spielen will, findet leicht auch außer dem Gebiet des Königs Pharao eine Partie, wie er sie wünscht, und der Abend vergeht wie in jeder andern Gesellschaft.

Ein Heer dienstbarer gnomenartiger Kobolde belebt die Gegend in und um Schwalbach, dessen ich noch ehrenvoll gedenken muß, weil es immer und überall ohne großen Lohn zu jeder Hülfleistung bereit ist. Hat man auf einem Spaziergang sich verirrt, gleich ist solch ein Kobold zur Hand, um uns zurecht zu weisen; ist der Tag heiß, ungerufen erscheinen sie mit frischem Wasser in reinlichen Gläsern, oder mit einem Körbchen voll Erdbeeren, und nehmen uns Shawls und Ueberröcke ab, um sie hinter uns her zu tragen. Ueberrascht uns ein Regen, gleich eilen sie aus allen Winkeln mit recht guten seidenen Regenschirmen herbei. In allen Büschen, allen Felsspalten und Klüften, wenigstens eine Viertelmeile um Schwalbach, sind sie zu Hause, und wer irgend ein Tuch oder sonst eine kleine Habseligkeit in der abgelegensten Gegend verlor, braucht nur ein Wort zu sagen, und ganze Schaaren fliegen darnach aus, und rasten nicht, bis sie das Verlorne gefunden haben. Dies Gnomen-Heer übt wirklich eine Art von Allgegenwart; jeder Gesellschaft, deren Heimkehr von Landpartien sich bis zur Dämmerung ver-

zieht, erscheint es, sobald letztere einbricht, und wäre man noch eine Stunde weit vom Ort entfernt. Von weitem ist es dann wie eine lange Reihe von Irrwischen anzusehen, in der Nähe wird man aber gewahr, daß jeder eine Laterne trägt, mit der er später bis weit nach Mitternacht am Alleesaal bereit steht, uns nach Hause zu leuchten. Bei allen diesen lobenswerthen Eigenschaften behält das Gnomenheer ein sehr bescheidnes Ansehen, man könnte es sogar zerlumpt nennen und für Straßenbuben zwischen fünf und zwölf Jahr alt ansehen; eben so bescheiden sind seine Ansprüche auf Belohnung treuer Dienste. Es beugt sich sogar unter die strengen Gesetze der Polizei, die jeden Einzelnen mit einer Nummer versieht, welche ihm zugleich statt des Namens dient. Auch hat die Polizei eine Art von Reihefolge beim Leuchten unter ihnen eingeführt, auf die sie selbst streng halten. Genug, sie sind in ihrer Art eben so lobenswerth, als die Esel, und tragen, gleich diesen, viel zur Annehmlichkeit des Aufenthalts in Schwalbach bei.

Nun noch ein paar Worte von der Gegend um Schwalbach. Wer sich damit begnügt, dies wild romantische Thal zu durchstreifen und hier und da eine Anhöhe zu besteigen, der wird sich nicht über Mangel an Anmuth und mannigfaltigem Reiz der Umgebungen beklagen können. Anders ist es, wenn wir bei weiteren Landpartien uns ein Ziel vorsetzen, wo wir ein paar Stunden bleiben und uns erfrischen wollen. Die Wege sind böse, und nirgends in der Nähe ist ein Gasthof zur Aufnahme von Gästen bereit; man muß unter freiem Himmel biwachten und alles, was man braucht, mitbringen, wobei wieder die Kobolde und Esel treffliche Dienste leisten. Wiesbaden und Schlangenbad sind die einzigen Orte, wo man ein gastliches Obdach und eine gute Mahlzeit finden kann, und da die Nähe derselben einen freundschaftlichen Verkehr unter den Badegästen begünstigt, so werden oft wechselsweise Besuche, hinüber und herüber abgestattet.

Von den Orten, wo wir fleißig biwachten, muß ich Adolfseck als den besuchtesten und auch anmuthigsten zuerst nennen. Man geht oder reitet ein Stünd-

chen durch ein wunderliebliches, von der Aar und vielen Quellen durchrauschtes Thal, am Fuße schöner, grün bewachsener Felsen, bis zu den Ruinen des Schlosses; welches Adolf von Nassau hier auf einer mäßigen Anhöhe erbaute. Die malerischen Umgebungen dieser Ruine, das kleine Dörfchen am Fuß derselben, die Aar, welche hier eine Mühle treibt und einen kleinen Wasserfall bildet, geben diesem ruhigen Fleck Erde einen unbeschreiblichen ländlich-stillen Reiz. Die Sage geht, daß dies Schloß ursprünglich der Zufluchtsort treuer unglücklicher Liebe des Königs Adolf von Nassau zu einer schönen Nonne war, die er entführte, die hier mit ihm einige Jahre ganz im Verborgenen glücklich lebte, und zuletzt mit ihm unterging. Ich mag an der Wahrheit dieser Sage nicht zweifeln, denn ein heimlicheres Plätzchen für zwei Menschen, die einander die Welt sind, wäre wohl nicht zu finden, und der Glaube an den liebenden König und die bis in den Tod getreue Imagina giebt ihm einen neuen romantischen Reiz. Vor allem empfehle ich Ihnen hier eine kleine, von Jelängerjelieber, Rosen und Epheu umrankte Felsengrotte,

mitten in einem ländlichen Garten voll duftender Blumen. Die Eigner desselben öffnen ihn gern den Fremden und sind sogar mit Theegeschirr versehen, was mir zu besondrer Freude diente. Sie wissen, ich trüge auch gern meinen Theekessel bis auf den Vesuv, wie die englischen Damen. Eine andere Nachmittags-Partie bietet der Hammer. Der Weg dorthin ist etwas weiter, als bis Adolfseck und kann ebenfalls nur zu Fuße oder zu Esel zurückgelegt werden, denn an Fahren ist bei beiden nicht zu denken. Die Gegend ist hier anmuthig, aber Adolfseck behält doch den Vorzug.

Auch nach dem noch entferntern Hohenstein werden öftere Wallfahrten angestellt, die indeß etwas beschwerlich sind; zum Gehen ist es zu weit, zum Fahren ist der Weg einer der schlechtesten, die es geben kann, aber der Anblick der schönen großen Ruine, eines im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses, entschädigt reichlich für die Mühseligkeiten des Hingelangens. Waldumschloßne, tiefe Wiesengründe, durch welche die Aar sich windet, umgeben die Anhöhe, von welcher die grauen Thürme und

Mauern der Burg gen Himmel starren, als düstere Zeugen der alten hier versunkenen Herrlichkeit. Keine Wohnung der Lebenden zeigt rings umher sich dem Blick, die wenigen benachbarten Hütten liegen tief verborgen, und das kleine Haus eines Försters im Bezirk des Schlosses selbst verschwindet ganz hinter den ehrwürdigen Trümmern und dem sie umrankenden Epheu.

Wir faßten einmal den kühnen Gedanken, dort oben unser Mittagsmahl zu halten. Eine große Schaar zog beim schönsten Sonnenschein zu Esel und zu Wagen hinaus und freute sich im voraus auf die tausendfache lustige Noth, in die man dort oben beim Mangel an manchen Bequemlichkeiten gerathen würde. Oben that jeder groß mit seinen mitgenommenen Vorräthen, ein langer Tisch und Sitze umher wurden aus Brettern und Klötzen mitten in dem alten Rittersaal errichtet, dem aber jetzt, wie der ganzen Burg, das Obdach fehlt. Laut jubelnd über unsre wohlgelungenen herrlichen Anstalten, saßen wir im lustigsten Verein, als plötzlich die über unsern modernen Frevel ergrimmten Burggeister dicke Re-

genwolken über unsre Häupter zusammen ballten, und uns alle, bis auf die Haut durchnäßt, nach Hause schickten. Diese Sündfluth hatte indessen unsere gute Laune nicht mit fortgespült. Zwar nahmen wir alle die Flucht, bei welcher die Eselsreiter und Reiterinnen am übelsten daran waren, aber es gab unterweges und zu Hause noch so manches lustige Abentheuer zu belachen, so daß die Geister in ihrer Behausung nicht sichrer vor Besuchen sind, als zuvor, trotz ihrer an uns geübten Ungastlichkeit.

Adolfseck, der Hammer, Hohenstein, Wiesbaden und Schlangenbad sind aber auch alles, was ich Ihnen von Orten nennen kann, welche nahe liegen und zu denen die Brunnengäste, der Abwechselung zu Liebe, hinziehen. Fahrten nach Ems, Ellfeld, Bibrich und andern Orten des Rheingaus sind schon kleine Reisen; man muß über Nacht ausbleiben, oder kommt doch erst nach Mitternacht zu Hause; deshalb werden sie selten unternommen.

Nun steht uns noch der Tag der heiligen Porziunkula bevor, ein Volksfest, bei dem die Einwohner von Schwalbach die größte Rolle spielen und die

Brunnengäste meistens Zuschauer sind. Wer die Heilige war, konnte ich nicht recht erfahren, auch nicht, warum eigentlich an diesem Tage so viel Menschen nach Schwalbach herbeiströmen, als der Ort nur halten kann? Nach diesem Feste verschwinden die Brunnengäste, einer nach dem andern, und in der Mitte des Augusts sinkt Schwalbach fast ganz in die Einsamkeit zurück, in welcher es beinahe zehn Monate im Jahre begraben liegt.

Schlangenbad, 15 Aug.

Wir sind hier kaum zwei Stunden von Schwalbach entfernt, und doch wie in einer andern Welt; so tiefe Ruhe und Stille herrscht in diesem engen grünen Thal. Ich komme mir darin vor wie ein Vogel, der sein Nest in den am dichtesten verschlungenen Zweigen einer mächtigen Linde erbaute; wohin ich blicke, sehe ich über mir Himmel, und rings um mich grüne Schatten; es ist, als ob die übrige Welt gar nicht in der Welt wäre.

Erquickt vom Bade in den kristallenen, seidenweichen, lauwarmen Wellen, gehöre ich nachher den ganzen Morgen über nur mir und meinem Wollen, irre in den nahen Spaziergängen umher und gebe mir selbst Audienz, oder reite, wenn ich mich etwas weiter wagen will, irgend eine Anhöhe hinauf, von der ich den Rhein erblicken kann, denn auch hier finde ich meine nie genug zu lobenden Schwalbacher Esel wieder.

Mittags kommt die ganze Gesellschaft im Speisesaal zusammen. Im Nassauer Hof, wo wir wohnen, besteht sie jetzt aus vierzehn bis funfzehn Personen,

die zum Theil mit uns unter demselben Dache leben, zum Theil im hessischen Hofe. Häufige Besuche aus Schwalbach und Wiesbaden vergrößern oft diesen kleinen Kreis und bringen uns in unsre schöne Einsamkeit Nachricht vom Thun und Treiben der Außenwelt. Besonders kommen die Schwalbacher am Ende ihrer Kur gewöhnlich einige Male nach Schlangenbad, um den Oker wieder abzuspülen, welcher während der Badezeit dort selbst der blendendsten Blondine das Ansehen einer Zigeunerin giebt. Nach Tische und den Abend über ist wieder ein jeder sich selbst überlassen. Hier sind keine Bälle, keine Spieler, kein Salon, obgleich es an Raum dazu nicht fehlt, nicht einmal eine Badeliste kommt zu Stande. Abends supirt jedermann in seinem Zimmer. In dem dicht an den Nassauer Hof gränzenden hessischen Hof ist die Zahl der Bewohner noch kleiner, bei der nämlichen Einrichtung des Ganzen.

Sie können leicht denken, daß diese kleine Anzahl bleibender Gäste in dem großen Lokal nicht störend wird, und daß man sie kaum bemerkt, aber die, welche zu einander gehören, können einander auch

nicht verfehlen, denn der Mittagstisch setzt alle mit einander in Rapport. Daher beklage ich mich keinesweges über Mangel an Gesellschaft. Ich habe hier schon manche angenehme Bekanntschaft gemacht und erneuert, übrigens thut mir die Ruhe um mich her unaussprechlich wohl nach den letzten vier geräuschvollen Wochen.

Einzeln verstreute ländliche Hütten abgerechnet, sind nur zwei Gebäude in diesem von hohen waldigen Felsen eng umschloßnen Thal, der hessische und der Nassauer Hof. Eine vortreffliche Kunststraße von Schwalbach hieher, und eine andre, welche nach Bibrich führt, sind die einzigen, das Thal durchschneidenden Wege, wohl nur des Bades wegen angelegt, denn eine eigentliche Heerstraße geht hier nicht durch, und nie verirrt sich der Fuß eines Wanderers in diese stille Gegend, den nicht sein Zweck gerade hieher führt. Das Thal selbst ist fast nur eine große Laube, Schatten reihen sich an Schatten, alles ist grün, wohin das Auge sieht, und prangt in der üppigsten Vegetazion.

Der hessische Hof, ein großes schloßartiges Gebäude, mit sehr großen weitläuftigen Sälen und Gallerien, geräth leider nach und nach in einen zum Untergang sich neigenden Zustand. Etwas kleiner ist der Nassauer Hof und in weniger vornehmen Styl erbaut. Ein langer, ziemlich dunkler, gewölbter Gang verbindet beide Häuser und führt auch zu den sehr geräumigen Bädern, von denen einige sogar mit Porzellan und Marmor bekleidet sind. Sie werden alle reinlich und ordentlich gehalten; das Baden wird dadurch hier eine rechte Freude, besonders wenn man dabei an Schwalbach denkt.

Nie habe ich in meinem Leben wohlfeiler gewohnt, als in Schlangenbad, wenigstens in keinem Badeorte. Jedes Zimmer hat seinen festgesetzten, unglaublich niedrigen Preis. Das Ganze wird hier für herrschaftliche Rechnung verwaltet, und alles Hausgeräth besteht aus Inventarienstücken. Man glaubt sich wenigstens um funfzig Jahre zurück, wenn man in den hohen geräumigen Zimmern die großen alterthümlichen Stühle, die Tische mit Löwenklauen, die uralten Komoden betrachtet, die so groß sind wie ein

Haus in den schottischen Hochlanden. Doch alles ist ziemlich reinlich gehalten, und die Betten, als die Hauptsache, sind vorzüglich gut. Bei alle dem haben beide Häuser etwas schauerliches, besonders der hessische Hof; dieser gleicht ganz den Spukabteien der Miß Radcliff, so uralt und grauerlich sieht er aus. In den hohen weiten Sälen, den unabsehbaren Gallerien verhallen die Tritte der einsam darin Wandelnden wie Geisterschritt, lange nachdem man sie aus dem Gesicht verlor; und oft, wenn ich spät Abends aus dem Bade komme, schauere ich unwillkührlich zusammen vor einer, von einem schwachen Licht beleuchteten weißen Gestalt, die neben einer dunkeln, tief verhüllten, durch den langen düstern Gang mir entgegen schwebt. Am Ende ist es dann eine Dame, die, wie ich, in ihren schwarzen Mantel gewickelt, sich von ihrer Kammerjungfer ins Bad geleiten läßt. Einige Terrassen und Boskette, welche zum hessischen Hofe gehören, werden ziemlich ordentlich gehalten und bieten gar freundliche trauliche Plätzchen für den kleinen geselligen Theetisch. Sie sind zwar im veralteten französischen Styl angelegt, mit geschnittnen

Hecken und ähnlichen Zierrathen, aber die Natur ward hier Meister über die Kunst, überall drängt sie sich üppig hervor, und erlaubt letzterer nur für leidliche Ordnung und Reinlichkeit zu sorgen. Die zum Nassauer Hof gehörenden sehr weitläuftigen Promenaden sind ganz verwildert. Man hofft, daß beide Häuser bald unter eine Herrschaft kommen werden, und daß alsdann mehr zur höchst nöthigen Erhaltung und Wiederherstellung des Ganzen geschehen soll. Der jetzige Zustand ist wirklich unnatürlich gespannt. Ein kleiner, zwischen beiden Gebäuden hinfließender Bach trennt die Gränzen, deren Ueberschreitung manchen Zwist unter den Inhabern beider Wirthschaften herbeiführt, und zugleich die Unterlassung jeder Verbesserung, weil der Nutzen davon auch dem feindlichen Nachbar zu gut käme.

Für einen ländlichen Aufenthalt von ein paar Monaten wüßte ich keinen angenehmern Ort, als Schlangenbad. Man ist dort einsam und doch nicht allein. Wird man des engen romantischen Thales überdrüssig, so liegt der ganze Rheingau offen da; nach Bibrich, Ellfeld, dem Johannesberg läßt es sich bequem in wenigen Stunden fahren. Wem nach

dem Geräusch der Welt verlangt, hat Schwalbach und Wiesbaden ganz in der Nähe, die dessen genug bieten. Dennoch wird es hier niemanden gefallen, der mit der Idee herkommt, einen wirklichen Badeort zu finden; die mehresten Besuchenden erklären daher den Aufenthalt in Schlangenbad für höchst langweilig, und wollen nicht begreifen, wie man es darin länger als einen halben Tag aushalten kann.

Das Wasser ist so weich, daß man es ohne Widerwillen nicht trinken mag, aber zum Baden das schönste und angenehmste in der Welt. Sehr berühmte Aerzte schreiben ihm bedeutende Heilkräfte zu, obgleich es keine Spur mineralischer Bestandtheile enthalten soll.

Darmstadt, 16. August.

Ein höchst angenehmer Weg führt durch mein liebes Schlangenbader Thal nach Bibrich. Eine Stunde lang wanden wir uns zwischen schönen waldbewachsenen Felsen hindurch, dann traten wir aus dem Thal hervor und der mächtige Rhein und seine wunderschönen Ufer lagen plötzlich vor uns, in überraschender Herrlichkeit. In einiger Entfernung der Johannisberg, näher Bibrich mit seinem großen modernen Schloß, weiter hin die Thürme von Mainz, die sich aus der grünlichen Fluth zu erheben scheinen; die lange Schiffbrücke sieht von hier wie eine durch den Strom gezogene Linie aus. Unzählige Ortschaften und einzelne Wohnungen blinken rings umher aus Rebenlaub und schattenden Bäumen hervor. Froh jubelnd über den Anblick, fuhren wir in Bibrich ein. Recht herzlich wünschten wir Sie und unsre übrigen Freunde an diesem schönen Tage um unsern Frühstücktisch in dem dicht am Rhein erbauten Gasthof versammelt. Die Lage Bibrichs ist unbeschreiblich schön, uns erschien sie um so reizender, da wir jetzt mehrere Wochen in engen Felsenthälern ver-

lebten, die uns von ihren Bergen zwar weite Aussichten gewährten, aber dort lag doch alles in zu weiter Ferne vor uns; wir sahen es von oben wie im Vogelfluge, und selbst die schönste Aussicht erhält, so gesehen, etwas Landkartenähnliches. Hier konnten wir fast erreichen, was wir dort von fern erblickten, und die ganze Gegend schien uns in dieser Nähe noch tausendmal schöner, als wir es auf jenen Bergen geahnet hatten.

Der das Schloß umgebende Garten hat sehr reizende Parthien. Bald wandelten wir dicht am Ufer des lebensreichen Stroms, bald gewährten uns schattige Baumgänge einzelne Blicke auf ihn und seine Umgebung; dann wanden wir uns wieder durch schlängelnde Fußsteige zwischen Blumen und blühendem Gesträuch. Hohe Bogengänge, dicht bezogen mit Aprikosen, Pfirsichen und Reben, welche selbst in diesem ungünstigen Sommer üppig wachsen, versetzten mich ganz in den glücklichen, immer blühenden Süden, den ich nimmer vergessen kann. Das ansehnliche, recht schöne Schloß sahen wir nur von außen, und freuten uns der herrlichen Aussicht von

der davor liegenden Terrasse. Der Eintritt in das Innere desselben ist mit einiger Schwierigkeit verbunden, es gehört eine besondre Erlaubniß dazu, die wir weder hatten noch zu erhalten wußten. Ich freute mich heimlich über dieses Hinderniß, denn der Besuch eines Schlosses an diesem seltnen schönen Tage schien mir gar nicht wünschenswerth; und dennoch hätte ich es im entgegengesetzten Falle sehen müssen, um die Pflicht eines rechtlichen Reisenden zu üben, die ihn verbindet, alles in Augenschein zu nehmen, was ihm in den Weg kommt. Eine Pflicht, der ich mich aber gern dann und wann entziehe, obgleich mit einem gewissen stillen Gefühl des Unrechts, trotz dem, daß meine beste Ueberzeugung mir sagt, daß man durch allzuvieles Sehen nur sich und Andere verwirrt.

Zu Mittage waren wir in Mainz und fuhren bald darauf weiter, einen sandigen öden Weg bis Darmstadt. Mainz kennen zu lernen, erspare ich mir auf die Zeit, wenn ich von dort den Rhein herunter schiffen werde.

Darmstadt hatte ich mir immer sehr alterthümlich, auch wohl etwas düster und winklig gedacht. Die schöne Lindenallee, durch die unser Weg in der Nähe der Stadt uns führte, paßte schon gar nicht zu dieser meiner vorgefaßten Meinung. Zu beiden Seiten derselben erblickte ich elegante Landhäuser mitten in schönen Gartenanlagen, und Schaaren wohlgekleideter Spaziergänger begegneten uns. Jetzt fuhren wir in Darmstadt ein und fanden mit Erstaunen eine neue freundliche Stadt, fast noch im Entstehen begriffen, schöne große Häuser, breite, mit bequemen Fußpfaden eingefaßte Straßen, große Gasthöfe im elegantesten Styl, und überall Spuren eines heitern genußfrohen Lebens.

Ich habe nun den Ort näher kennen gelernt. Der neuere Theil desselben prangt mit mehreren schönen Straßen, zierlichen und großen Gebäuden und einigen recht ansehnlichen öffentlichen Plätzen, unter denen der Luisen-Platz sich besonders auszeichnet. Dieser bildet ein regelmäßiges, von stattlichen Gebäuden umgebnes Achteck, zu welchem vier der schönsten Straßen führen. Man spricht noch viel von großen

Plänen zur Verschönerung, sowohl des Luisenplatzes, als der ganzen Stadt, von schön verzierten Brunnen, die man anlegen will, von einem neuen Schauspielhause, das erbaut werden soll. Wirklich sehe ich überall noch viele neue Häuser im Werden, und fährt man fort zu bauen, wie es in den letzten zwanzig Jahren geschah, so wird Darmstadt in den nächsten zwanzig Jahren eine der schönsten Städte Deutschlands. Raum genug dazu gewährt die sehr große Anlage der Neustadt. Dem weitläuftigen alterthümlichen Schloß sieht man es an, daß es nach und nach unter mehreren Fürsten entstand, denn alle Theile desselben passen in der Bauart nicht zu einander, doch hat es ein imponirendes fürstliches Ansehen. Es scheidet die neue Stadt von der alten, indem es zwischen beiden liegt; letztere gleicht mehr dem Darmstadt, das ich mir gedacht hatte, doch sieht sie im Ganzen nicht unfreundlich aus.

Der an das Schloß sich anschließende große Garten steht aller Welt offen. Hohe weitschattende Bäume, wohl angelegte Lustgänge, und ein großer malerisch umgebner Teich machen ihn reich an mannig-

faltiger Schönheit. Mich freuten besonders die vielen ausländischen Bäume, Gesträuche und Blumen, die darin grünen und blühen, als wären sie zu Hause. Schönere Trauerweiden, als hier am Wasser stehen, sah ich nie. Ein kleiner düstrer Hain, mitten in dem freudigsten Leben der Natur, umfriedet den mit Epheu bedeckten Hügel, unter dem die Mutter des jetzigen Großherzogs ruht; dunkle Taxusbäume und Tannen beschatten die einfach schöne Urne von weißem karrarischen Marmor, welche die heilige Stätte schmückt.

Es lebt sich gar gut und froh im Kreise der freundlichen gebildeten Einwohner von Darmstadt, und auch in den niedern Klassen sieht man viel angenehme heitre Gestalten und überall ein freundlich höfliches Betragen. Die Umgegend von Darmstadt ist flach, hin und wieder sandig, aber anmuthig durch eine reiche Vegetazion und fleißigen Anbau. Den Horizont kränzen die Gebirge des Odenwaldes, des Taunus und der ferne Donnersberg. An angenehmen Spaziergängen fehlt es der Gegend nicht, auch nicht an anständigen Erholungsorten zum Ausruhen

in freundlicher Geselligkeit. Unter diesen zeichnet der nur eine halbe Stunde entfernte Karlshof sich vor allen aus. Ein schöner Garten im neuern Geschmack steht dort dem gebildeten Publikum offen; er gehört zu der sehr elegant gebauten und eingerichteten Villa des Freiherrn von Borkhausen. Nicht weit davon findet man einen recht anständigen Gasthof. Die Fasanerie, ein kleines Gehölz voll herrlicher Buchen, bietet ebenfalls ganz in der Nähe seine erquickenden Schatten; kein Wunder daher, daß die Darmstädter diesen Ort zum Lieblingsziel ihrer Spaziergänge wählen. Auch findet man an jedem heitern Tage gesellige Kreise, sowohl vor der Thüre des Gasthofs bei Karlshof, als vor dem Forsthause mitten im Holze. Das Leben wird hier schon recht leicht und fröhlich betrieben, wie überall, wo Reben gedeihen. Auf allen Tischen, im Schatten der Lauben und Bäume blinkt goldener Wein; fröhliche Gesichter jedes Ranges und Geschlechts sind um ihn versammelt, und keine Frau, kein Mädchen, selbst aus den höheren Ständen, weiset ihn zimperlich von sich weg. In dieser ganzen Gegend bietet man nach

einem ermüdenden Spaziergange den Damen ein Glas Wein, wie bei uns ein Glas Milch oder Limonade. Dies ist hier allgemeine Sitte und kommt freilich den Fremden zuerst etwas wunderbar vor, doch bald gewöhnen sie sich daran so gut wie die Einheimischen, und es bekommt ihnen recht wohl.

Daß ich das Darmstädter Theater nicht zu besuchen versäumte, glauben Sie wohl ohne meine Versicherung. Zingarellis Oper, Romeo und Julie, war die erste Vorstellung, der ich beiwohnen konnte. Vor mehreren Jahren hatte ich sie in Wien gesehen. Crescentinis Zauberton, sein bis zum innersten Gemüth wie Geisterhauch tönendes „Ombra adorata" rissen mich damals hin; die italienische Sprache und das Rezitativ thaten das Ihrige dazu, mir meinen Shakespeare in dieser Verkleidung unkenntlich zu machen, und so vergaß ich meinen gerechten Zorn über die Entwürdigung eines seiner vollendetsten Meisterwerke. Hier aber sollte ich in deutscher Sprache die Parodie der hohen ernsten Tragödie halb singen, halb sprechen hören; dies schien mir unerträglich, und doch mochte ich keine Gelegenheit vorüber gehen

lassen, die mir hochgepriesene Darmstädter Oper kennen zu lernen.

Ziemlich mißmuthig und sehr wenig erwartend, machte ich mich also auf den Weg zum Theater. Ich war sogar im Innern fest entschlossen, in meiner verdrüßlichen Stimmung zu bleiben und mich durch nichts aus ihr bringen zu lassen. Sie kennen ja auch wohl diese Unart, die jedem mehr oder weniger anhängt. Doch schon der Weg erheiterte mich wider meinen Willen, denn das Schauspielhaus liegt im Schloßgarten, und schöne Schattengänge führen dazu hin. Für einen Ort, wie Darmstadt, ist es recht ansehnlich und geräumig, auch bequem und zweckmäßig eingerichtet. Das Innere desselben, sehr elegant, grau mit Gold dekorirt, müßte bei besserer Erleuchtung einen glänzenden Effekt machen. Aber dies Halbdunkel, in welchem die Zuschauer sich befinden, ist der Fehler aller deutschen Schauspielhäuser. Man glaubt die Beleuchtung der Bühne dadurch zu heben, und bedenkt nicht, daß man diese auch nur besser zu erleuchten brauchte, so würde die größere Helle des Saals ihr keinen Abbruch thun. Den Beweis da-

von giebt jedes englische Theater von einiger Bedeutung. Der Anblick des mit Zuschauern erfüllten Hauses ist ein Vergnügen, um welches man uns nicht bringen sollte; unsre Geduld in den oft so unendlich langen Zwischenakten verdient diese kleine Belohnung mit Recht.

Sobald der Hof seine Loge im Hintergrunde des Schauspielhauses betrat, begann die Symphonie wie mit einem einzigen Bogenstrich, und verscheuchte vollends jede Spur des vorigen Unmuths aus meinem Gemüth. Sie sowohl, als die ganze Oper ward von dem sehr starken Orchester mit einer Präzision, einem Ausdruck durchgeführt, welche den größten Opertheatern Ehre machen würden. Die Sängerinnen ließen auch wenig zu wünschen übrig; Frau Fischer hat eine reine schöne Stimme; die Dame, welche den Romeo sang, ist freilich kein Crescentini, und seit dieser verstummte, sollte eigentlich das „Ombra adorata" niemand singen, aber es mißlang ihr doch nicht. Weniger löbliches kann ich von den Sängern sagen, desto mehr von den sehr stark besetzten Chören, auf deren Vervollkommnung immerwährend

viel gewendet wird. In der Scene, wo Julie anscheinend stirbt, füllte sich das ganze Theater mit zu Hülfe eilenden Mädchen; eine solche Armee von Kammerfrauen hat schwerlich eine Kaiserin. Nach Statisten-Art standen alle untheilnehmend da, nur auf ihren Gesang bedacht. Die schönen Kinder hätten doch recht liebliche, der Handlung anpassende Gruppen bilden können, und thäten es auch wohl gern, wenn ihnen nur jemand dazu Anleitung geben wollte. Auch kam es mir als ein Uebelstand vor, daß alle noch in der Ballkleidung waren, in der sie beim Anfang des Stücks als zum Feste geladne Damen figurirt hatten. Die Dekorazionen verdienen ebenfalls gelobt zu werden, besonders das Grab der Kapulets und das Boskett, in welchem Tebaldo den Tod findet. Dies sah aus, als ob man eine der schönsten Partien des Parks hätte hineintreten heißen.

Gern hätte ich die quälende Schlußscene entbehrt, in welcher di: erwachte Julie ihren Geliebten noch lebend wiedersieht; diesen ganz unshakespeareschen Einfall hat indeß Garrick auf seinem Gewissen, der ihn zuerst auf die englischen Bühnen brachte. Der

unaussprechlich holprige Dialog war mir in der Seele zuwider, besonders weil Shakespeare's Strahlen noch hie und da aus dem Wust hervorschimmern. Doch ging ich im Ganzen befriedigt zu Hause, mit der Ueberzeugung, daß die Darmstädter Oper unstreitig zu den bessern in Deutschland gehört und den Ruhm verdient, welcher ihr allgemein ertheilt wird.

Eine Darstellung des Wettkampfs in Olympia nach Metastasio vom Freiherrn von Poiß'l bestärkte mich in diesem Glauben, obgleich Langeweile bleiern auf mir und allen übrigen ruhte. Das ganz Leblose kann kein Künstler mit der angestrengtesten Aufopferung seiner Kräfte beleben; dennoch strebten Sängerinnen und Orchester das Mögliche zu leisten, und lauter Beifall der zahlreich versammelten Zuschauer lohnte es ihnen, wie billig.

Außer diesen beiden Opern sah ich noch eine Vorstellung des Ganges zum Eisenhammer, die ich zu den gelungensten rechne, so ich kenne, obgleich das Schauspiel hier weniger gelobt wird, als die Oper. Herr Grüner, als Graf von Savern, und Herr Hölken, als Fridolin, zeichneten sich besonders vor-

theilhaft aus. Sonderbar ist es aber doch, daß ich hier lauter argen Versündigungen gegen die Manen unsterblicher Dichter begegnen muß; zuerst sah ich Shakespeare entwürdigt, nun vollends unsern Schiller in diesem unverzeihlichen Machwerk zerstückelt, und selbst dem guten Metastasio hatte der Uebersetzer oder Umarbeiter gar übel mitgespielt.

Im Museum und in der Gemäldegallerie habe ich zwei Morgen zugebracht, um wenigstens eine flüchtige Uebersicht von beiden zu erhalten. Sie stehen dem Publikum Mittwochs von zehn bis zwölf Uhr offen; bei diesen allgemeinen Besuchen wird man aber mit dem Schwarm vorwärts getrieben, sieht wenig und betrachtet nichts. Daher machte ich von dem Vorrecht der Reisenden Gebrauch und erbat mir den Zutritt an einem andern Tage. Er ward ohne Schwierigkeit gewährt; doch aus Furcht, diese Gefälligkeit zu mißbrauchen, wagte ich es nicht, eine Wiederholung derselben zu verlangen. Beide Sammlungen befinden sich im Schloß, so wie auch die bedeutende Bibliothek und das Naturalienkabinet,

Die Gemälde-Gallerie darf man nicht mit zu großer Erwartung betreten; sie entstand erst während der letzten stürmischen zwanzig Jahre, in der ungünstigsten Zeit. Wer hierauf Rücksicht nimmt, muß noch immer die Zahl und den Werth der hier aufgestellten Kunstwerke bewundern, wenn auch noch manches wünschenswerthe dabei vermißt wird. Sie füllen schon jetzt neun große Säle, und Abgüsse der vorzüglichsten Antiken nehmen einen großen Theil dieses Raumes ein. Nicht nur Statuen, Büsten und Basreliefs, auch einzelne Fragmente von bewundernswürdiger Schönheit trifft man hier treu nachgeformt an, Torsos, Köpfe, Arme und Beine, die für den Lehrling der Zeichenkunst von unschätzbarem Werth sind. Felloplastische Nachbildungen der merkwürdigsten römischen Ruinen stehen auf langen Tafeln daneben; das Coliseum, das Pantheon, die Pyramide des Zestius, neben welcher so mancher deutsche Künstler in Rom den langen Schlaf schläft, und noch viele andre merkwürdige Ueberreste jener alten wundervollen Zeit. Alle sind in Italien vortrefflich gearbeitet und ahmen aufs täuschendste Form

und Farbe ihrer Urbilder nach, ein Vorzug, den die Abbildungen in Korkholz vor allen Gemälden und Zeichnungen voraus haben. Die eigentliche Größe jener alten Gebäude können sie uns freilich nicht begreiflich machen; aber dies vermag auch nicht einmal ihr Anblick, wenn andre Gegenstände nicht in der Nähe sind, um uns als Maaßstab zu dienen. Neben diesen italienischen Korkarbeiten nehmen die des geschickten Hofkonditors May aus Aschaffenburg einen ehrenvollen Platz ein. Sie stellen Ruinen alter deutscher Burgen vor, besonders aus den Gegenden am Rhein und der nahen Bergstraße.

Viele der Gemälde prangen zwar mit großen Namen berühmter Meister, besonders aus den italienischen Schulen, ohne ein Recht dazu zu haben; doch trifft man auch in allen Zimmern manches vorzügliche Kunstwerk neben mittelmäßigern. So fand ich hier eine köstliche Landschaft von Claude Lorrain, eine heilige Dorothea von Carlo Dolce, einen heiligen Petrus von Domenichino, eine Magdalena von le Brun, und ein sehr schönes weibliches Porträt von Rembrandt. Auch einige ganz vorzügliche Thier-

stücke von Potter und Rosa di Tivoli, ein paar schöne Pferde von Rugendas, daneben einen schönen Mondschein von van der Neer und eine Winterlandschaft von Foschi. Mehrere recht warme erfreuliche Landschaften von unserm bekannten Schönberger schmücken ebenfalls diese Säle; genug, ich würde mich sehr freuen, wenn wir diese Gallerie oder eine ihr ähnliche in Weimar besäßen, und manche genußreiche Stunde in ihr verleben.

Das Naturalienkabinet sahen wir nicht. Man sagt, es enthalte viel Seltnes und Merkwürdiges; die Sammlung von Vögeln und die von Versteinerungen werden von Kennern als ganz vorzüglich reich und wohlgeordnet gelobt. Durch einen Theil der großen reichen Bibliothek eilten wir auch nur hindurch, um recht bald zu den Schätzen alter und neuerer Kunst zu gelangen, welche das Museum in einer Reihe von Zimmern aufbewahrt.

So groß das Lokal eigentlich ist, so fehlt es im Museum dennoch an Raum, den großen Reichthum gehörig zu ordnen und aufzustellen, und dies erschwert gar sehr die Uebersicht desselben. In den Fenster-

brüstungen, an den Seitenwänden der Schränke, an beiden Seiten der Thüren, überall sind Handzeichnungen der besten alten Meister, und alte merkwürdige Gemälde und Kupferstiche angebracht. Wer nicht auf den Einfall geräth, die Thüren zuzumachen, bemerkt vieles gar nicht. Ich verdankte diesem Einfall den Anblick einer der schönsten Federzeichnungen Albrecht Dürers, das Porträt des Erasmus von Rotterdam. Der daneben hängende, in seiner Art recht schöne Kupferstich dieses höchst vollendeten und geistreichen Kunstwerks war mir ein neuer augenscheinlicher Beweis, wie viel jede Zeichnung unter der Radirnadel verliert und verlieren muß. Die Kupferstecher, dünkt mir, sind dem Maler und Zeichner höchstens das, was der Uebersetzer dem Poeten ist. Alles, was das Gebiet der Kunst umfaßt, ist auch hier im Museum zu finden, von der frühesten Zeit bis auf die gegenwärtige. Von altdeutschen Gemälden, besonders auf Goldgrund aus der frühen Zeit, die uns Göthe als die bizantinische bezeichnet, ist ein reicher Schatz vorhanden. Die Wände bedecken Schweizerlandschaften in Gouasche von Heß

gemalt, Abbildungen anderer Gegenden, Thierstücke, perspektivische Darstellungen des Innern großer Gebäude und Kirchen, unter welchen ein paar vom alten Morgenstern sich auszeichnen, viele andere zum Theil vorzügliche Gemälde, auch chinesische Landschaften und römische sowohl als florentinische Mosaik. Hier hängt auch die kolorirte Skizze, welche Rubens zuerst vor seinem berühmten jüngsten Gericht zeichnete, das jetzt mit so vielen andern herrlichen in München sich befindet. Die Idee davon schwebte mir noch dunkel vor, aus einem frühern Anschaun desselben in der damaligen Düsseldorfer Gallerie. Seufzend betrachtete ich die Menge großer Mappen nur von außen, welche eine ungeheure Anzahl seltner und schöner Kupferstiche und Handzeichnungen enthalten; dann wandte ich mich zu den vielen Schränken rings umher und zu den großen mit Kunstwerken beladenen Tafeln mitten in den Zimmern. Vasen, Urnen, Prachtgefäße aller Art, aller Zeit, stehen da aufgehäuft, aus China und Japan, aus Pompeji und Herkulanum. Majolika von seltner Schönheit, merkwürdige Becher von köstlichen Steinen, von Gold,

Silber, Email und Kristall; daneben Bronzen aller Art, Lampen und Kandelabers, wunderschöne Reliquienkästchen mit antiken Kameen verziert, künstliches Schnitzwerk von Holz und Elfenbein, von Bernstein und Korallen, kleine Statuen von Bronze, Alabaster und Marmor. Der Münzen und geschnittenen Steine mag ich gar nicht einmal erwähnen, so groß ist ihre Anzahl. Mir schwindelte vor der Menge merkwürdiger Gegenstände, an denen ich wie im Fluge vorübergehen mußte, und ich vermißte schmerzlich einen kundigen unterrichtenden Führer. Der aufeinander gehäufte Reichthum der mannigfaltigsten Gegenstände ist hier so groß, daß es auch bei wiederholten Besuchen unmöglich wird, sich ohne eine leitende Hand aus diesem Labyrinth von Schätzen zu finden, besonders da der Mangel an Platz eine strenge Ordnung, der Zeitfolge oder der Gegenstände nach, bis jetzt beinahe unmöglich macht. Der beste Führer wäre ein belehrendes Verzeichniß, das hier jedem Kunstfreunde höchst wünschenswerth erscheinen muß; aber das Unternehmen eines solchen ist

eine mehr als herkulische unübersehbare Arbeit, darum fürchte ich, daß wir es noch lange werden entbehren müssen, bis günstige Umstände eine Vergrößerung des Lokals herbeiführen.

Weinheim, 21. Aug.

Jetzt, mein Freund, kenne ich auch den Garten von Deutschland, die über alle meine Erwartung schöne anmuthige Bergstraße, welche aber, nebenher gesagt, die ebenste ist, die sich denken läßt. Zu lange schon hatte ich mich auf ihren Anblick gefreut, um nicht jede Vorsicht anzuwenden, damit ich sie nicht im Regen sehen müßte, ich verließ deshalb Darmstadt nicht eher, bis der Stand des Barometers mir gutes Wetter zusicherte, und hatte wirklich das Glück, einen zwar heißen, aber sonst wunderschönen Tag zu wählen.

Meine Pläne waren sehr weitaussehend. Ochsen sollten mich auf den Gipfel des Melibocus schleppen, alle Ruinen wollte ich besteigen, auch die seit kurzem

berühmte Granitsäule des Feldbergs besuchen, welche aus dem Odenwald nach Leipzigs Ebenen geführt werden sollte, um dort als Denkmal unserer Befreiung zu prangen. Ich weiß selbst nicht mehr, was ich alles wollte; aber es ging mit meinen Plänen wie mit allen andern, die wir in diesem Leben machen. Sie werden in der Ausführung immer einfacher, weil niemand den Aufwand von Zeit und Kraft vorher gehörig berechnet, dessen er bedarf, um sie ganz ins Werk zu stellen.

Da ich in Auerbach zu verweilen gedachte, so hatte ich Pferde bis Heppenheim, der ersten Poststazion, gemiethet, um mich, so lange ich wollte, unterwegs aufhalten zu können. Die erste Meile von Darmstadt aus gab uns noch keine Ahnung von dem, was weiterhin unsrer wartete. Zwar ist das Land in der Nähe der Stadt mit Sorgfalt angebaut, und schöne Gärten dienen ihm zum Schmuck, aber weiterhin wächst fast nur dunkles Nadelholz im unfruchtbaren Sande. Erst bei Bickebach, wo wir aus dem Tannenwalde hervortraten, erblickten wir die eigentliche Bergstraße im vollen Glanz des heitern

Morgenlichts. Vom Gipfel des mächtigen Melibocus schimmerte uns das oben erbaute weiße Häuschen wie ein leuchtender Punkt entgegen, und erinnerte mich an die Bastiden bei Marseille. Auf einem andern nahen hohen Berge erhoben sich die prächtigen Ruinen des Auerbacher Schlosses; ähnliche Ueberreste alter Burgen erblickten wir rings umher auf Höhen, zu deren Füßen freundliche Dörfchen in stillem Frieden ruhten. Riesengroße Wallnußbäume, Mandelbäume, Obstbäume aller Art streuten dichte Schatten auf unsern Weg, und ihre Zweige bogen sich schon jetzt unter der Last der noch bei weitem nicht zum völligen Wachsthum gediehenen Früchte.

Alle Bauerhäuser sind hier dicht mit Rebenlaub umzogen, schöne blühende Kinderköpfchen gucken dazwischen aus allen Fenstern heraus, liebliche Bilderchen, wie so oft Mieris sie malte. Ueberall am Wege winken blühende Gärtchen mit schattigen Lauben; es ist das Land der Fülle und des reichsten Segens der Natur. So wie die dunkeln Ruinen mit dem blühenden Leben an ihrem Fuß, so kontrastiren die links sich erhebenden pittoresken Felsen des Oden-

waldes mit der Ebne zur Rechten, in welcher hie und da fern kaum sichtbare Thurmspitzen das Daseyn bedeutender Städte am Ufer des mächtigen Rheines verkünden.

In Auerbach hielten wir im Gasthof zur Rose an, und fanden freundliche sachkundige Wirthsleute, die uns über alles Auskunft zu geben wußten, was wir zu wissen verlangten. Des beschwerlichen weiten Wegs halber riethen sie uns vom Besteigen des Melibocus ab, besonders da wir vor der Mittagsstunde nicht hinauf kommen würden, und man in dieser auf hohen Bergen fast gar nichts sieht, oder doch alles in der ungünstigsten Beleuchtung. Dagegen priesen sie uns die Aussicht von dem in weit kürzerer Zeit zu erreichenden nahen Schloßberge an, auf welchem die Ruine steht, die ich ohnehin in der Nähe zu sehen wünschte. Dieser Berg ist viel niedriger, als der Melibocus, gewährt aber, nach aller Versicherung, dieselbe, nur etwas weniger ausgebreitete Aussicht. Auf eine Meile mehr oder weniger kommt es mir bei sehr weiten Aussichten nicht an; ich habe wenig Freude davon, wenn ich mit angestrengtester Sehkraft am

fernen Horizont ein schwarzes Mückenfäschen erblicke oder zu erblicken glaube, und der Führer mir dabei sagt, das ist der Strasburger Münster. Ich lobe mir die Nähe, in der ich wenigstens das deutlich sehe, worüber ich mich freuen soll, deshalb nahm ich guten Rath an und wanderte rasch vorwärts, von einem ganz vernünftigen Führer begleitet, der unsre Shawls und unser Frühstück trug.

Unterwegs dachte ich mit wahrer Sehnsucht an meine Schwalbacher Esel, da wir auf ziemlich beschwerlichem Wege über eine Stunde, fast immer aufwärts stiegen, aber mit dem letzten Schritt, der den Gipfel des Berges erreichte, war jede Mühseligkeit des Hinaufkommens völlig vergessen. Die Ruine des uralten, von den Franzosen im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses ist eine der herrlichsten in dieser ganzen, an kostbaren Ueberbleibseln des Alterthums so reichen Gegend. Epheu von einer Größe, wie ich ihn nie sah, umschlingt mit mächtigen Zweigen die dunkeln Mauern, die gewaltigen Thürme, und schmückt die Vergangenheit mit frischem jugendlichen Leben. Gebahnte Wege erleichtern und sichern

den Zugang zu allem, was Zeit und feindliche Gewalt von dem weitläuftigen, einst prächtigen Gebäude übrig ließen, ohne das Auge durch moderne Kunst in diesem Heiligthum der Vorzeit zu beleidigen. Ueberall ist nur das zur Erhaltung des noch Vorhandnen Nöthigste gethan und nirgend eine, hier übel angebrachte Verzierung gewagt, wie wohl bei andern Ruinen, namentlich bei der in Tharant, geschehen ist.

Da saßen wir nun, bald auf der hohen Ringmauer, bald im Bogen eines ehemaligen Fensters, bald oben auf der Zinne des Thurms, geblendet von der Pracht der uns umgebenden Natur. Von der einen Seite der Ruine blickten wir tief in die schauerlichen Klüfte und Wildnisse des Odenwaldes und des Spessarts, an der andern lagen die Pfalz, die ganze, vom Rhein durchströmte reiche Ebene im Morgenstrahl vor uns, bis zu den fernen Vogesen, dem Taunus und dem Donnersberg. Ein großer Theil der Bergstraße lag wie ein blühendes Paradies, fast senkrecht unter uns. Ganz in der Nähe das freundliche Dörfchen Auerbach, etwas weiter das Städt-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

chen Benzheim, unfern davon das Städtchen Heppenheim mitten in seinen Reben, über welches die Ruine der einst mächtigen Starkenburg auf einem bis hinauf zum Gipfel mit Wein bepflanzten hohen Berge ihre dunkeln Thürme erhebt. Ich glaube nicht, daß in der ganzen Gegend ein schönerer Punkt zu finden sey, als dieser, selbst nicht auf dem Melibocus. Der Kontrast zwischen dem wilden Gebirge und der unabsehbar weiten Ebne, die große Anmuth der nahen Gegend dicht unter uns, wo man fast in die Straßen von Auerbach, Benzheim und Heppenheim blickt, die gegenüberstehende Starkenburg, welche uns so nahe schien, daß wir glaubten, ein Ruf müsse bis zu ihr dringen; alles dies bildet ein entzückendes unbeschreibliches Ganze, welches ich nie vergessen werde.

Auf einem sehr beschwerlichen Wege, mitunter durch Sumpf und Moor, hätten wir in Zeit von drei Stunden von diesem Berge zum Feldberge gelangen können, wo die Riesen-Säule noch so daliegt, wie die Römer sie bei ihrer Bearbeitung verließen. Diese Säule ist indessen nach Aller Aussage

nur dreißig Fuß lang, und verdient also nicht ihren großen Namen. Ihretwegen that es mir auch nicht leid, daß wir unsern Kräften diesen weiten Weg nicht zumuthen konnten, wohl aber wegen des nahe daran liegenden Felsenmeeres. So nennen die Umwohner dieser Gegend ein mit, wie von Geisterhänden hinge= schleuderten, großen Felsenmassen dicht besäetes wildes Thal des Odenwaldes. Aller Beschreibung nach muß es den Felsen bei Alexandersbad im Voigtlande ähn= lich seyn, welche man sonst die Luxburg nannte, und der verewigten Königin von Preußen zu Ehren zur Luisenburg umgetauft hat.

Da wir in Ermangelung hülfreicher Esel den Ge= danken aufgeben mußten, den Feldberg zu besuchen, so wählten wir wenigstens den etwas weitern ange= nehmeren Weg zurück nach Auerbach. Wir wander= ten erst im frischen Waldschatten gemächlich den Berg hinab, und befanden uns bald darauf in den schönen Anlagen, welche die im Rosbacher Thal entsprin= gende Heilquelle umgeben. So sahen wir uns in weniger als einer Stunde aus der gewaltigen Vorzeit in die jetzige versetzt. Vor uns im Thal lag das ele=

gante kleine Schloß mit artigen Nebengebäuden, welches der Darmstädter Hof zuweilen im Sommer einige Wochen bewohnt, nicht weit davon ein ziemlich großer Gasthof und einige für Brunnengäste eingerichtete artige Häuser. Schattige Gänge, Grasplätze, Blumenstücke, kleine Pavillons schmücken hier die Höhen und das Thal, während von ihren Bergen die Ruinen des Auerbacher Schlosses und der Starkenburg dunkel und ernst über die Gipfel der hohen Bäume herüber blicken auf diese ihnen so fremdartigen neuern Erscheinungen. Wenige berühmte Brunnenorte haben eine reizendere Lage, als die fast unbekannte Quelle, welche hier, von einem artigen kleinen Tempel umgeben, einsam sprudelt. Nur die Einwohner der zunächst liegenden Orte benutzen zuweilen ihre heilende Kraft; desto häufiger aber besuchen sie an Sonn- und Festtagen die Einwohner von Darmstadt und andern nahen Städten als geselligen Erholungsort. Dann erschallt das sonst so stille Thal von lautem fröhlichen Leben, und Gläser erklingen zum Takt des raschen Walzers, in welchem das junge Volk sich lustig dreht.

Je weiter wir nun auf der Bergstraße fortschritten, je herrlicher ward alles um uns her. Immer üppiger wachsen die Reben an den Bergen, die Obstbäume am Wege und in den Gärten. Ueber das helle Grün der Reben in beträchtlicher Höhe erheben sich dunkle Kastanienhaine, über diese strecken höhere Felsen die waldigen Gipfel gen Himmel. Die weite Ebne bleibt stets zur rechten Hand, zur linken die hohen Berge des Odenwaldes, und doch wechseln die Ansichten aufs mannigfaltigste. Bald steigen die Felsen drohender empor, bald senken sie sich zu sanftern Anhöhen; hier starren zackige Felsspitzen aus dem frischen Grün hervor, dort geben schöne Ruinen alter Burgen der Gegend einen eignen romantischen Reiz. Am Abhang der Berge ist jedes urbar zu machende Fleckchen auf das sorgfältigste angebaut, und alles gedeiht, Menschen und Thiere, Pflanzen und Bäume. Städtchen reihen sich an Städtchen, Dorf an Dorf, in diesem kleinen Bezirk. So gelangten wir gegen Abend hieher nach Weinheim, dem schönsten Theil der Bergstraße, wie er auch der wärmste ist. Die kleine uralte Bergstadt mit ihren

epheubewachsenen zackigen Mauern und grauen Thürmen hat eine paradiesische Lage; gern vergesse ich darüber die winkligen, bergauf bergab führenden engen Straßen und den steil abhängenden Marktplatz, an welchem wir für die Nacht unsre Wohnung nahmen. Die, Weinheim umgebenden, mit Reben und Kastanien bepflanzten Berge steigen am Ufer der Wischnitz, eines dicht an der Stadtmauer hinfließenden Bergstroms, fast senkrecht empor, und hoch über der alterthümlichen Stadt thront die mächtige Ruine der Burg Windeck auf einem Weinberge, und gewährt, mit ihr vereint, einen höchst pittoresken Anblick. Rings umher gedeihen die edelsten Obstbäume, noch üppiger als im übrigen Theil der Bergstraße. Es wird hier viel Gärtnerei getrieben, daher blühen die schönsten fremden Blumen und Sträuche in allen Fenstern und Gärten, und keine Pflanze trauert unter diesem schönen Himmel um ihr südliches Vaterland. Die Stadt selbst hat, bei aller ihrer Alterthümlichkeit, einige hübsche freundliche Häuser; auch liegt hier der elegante Landsitz einer adeligen Familie, von schönen Gartenanlagen umgeben.

Sie kennen meine Art, mich wenigstens in Gedanken überall anzusiedeln, wo es mir gefällt; so habe ich auch hier ein kleines hübsches Landhaus gefunden, welches jetzt nicht bewohnt wird, und von dem ich mir einbilde, daß ich einmal einen Sommer darin verleben könnte. Ein ländlicher Garten voll Reben und Pfirsichen und Mandeln und Feigen umgiebt es, und die schönsten Blumen blitzen wie farbige Juwelen aus ihrem Schatten hervor. Auch hat der obere Stock meines Hauses einen Balkon, von dem man weit und breit die himmlische Gegend überschaut, den Rheingau in der Ferne, näher die Ebne, auf welcher Mannheim und die uralte Stadt Ladenburg liegen, bis zu den fernen Vogesen. Die nämliche Aussicht, nur noch ausgebreiteter, bietet ebenfalls die Ruine der Windeck, von welcher auch die alten Mauern der Stadt mit ihren zackigen Zinnen und den beiden Hexenthürmen sich recht malerisch ausnehmen. Dicht an der Stadt öffnet sich das Birkenauer Thal. Zwei in den Felsen gehauene uralte Thorpfosten, an welchen man noch Spuren der Angeln erblickt, woran die Thorflügel hingen, bilden

hier den Eingang in die düstern Klüfte des Odenwaldes. Wahrscheinlich verschloß dies Thor den Zugang zu einem dem Odin geweihten heiligen Hain. Mich ergriffen ahnende Schauer einer gewaltigen Vorzeit, da ich hindurch schritt. Schon der Name des Odenwaldes verkündet, daß er vor allem dem Dienste Odins geweiht war; die ganze Gegend bietet noch Spuren davon, und wohin man tritt, ist altdeutscher klassischer Boden. Felsen und Steine, alte Denkmahle und Namen von Gegenden und Ortschaften, alles erinnert an die Geschichte der Niebelungen und einer großen Vorwelt, die jetzt im romantischen Dunkel einzelner Sagen verhüllt liegt. Starr und wild drängen sich die Felsen am Anfange des Birkenauer Thales zu einer engen Schlucht zusammen; die Weschnitz eilt rauschend zwischen ihnen hin, durch das Thal hindurch; oft läßt sie am Fuße der Berge kaum Raum genug für den sich längs ihrem Ufer hinziehenden Fahrweg, hin und wieder aber erweitert sich das Thal, und wo der Platz es erlaubt, ist auch eine Mühle hingebaut; hohe Erlen umgeben das ländliche Gebäude, und der Wiederhall verdoppelt

das Rauschen des unwillig über die Räder sich stürzenden Bergstroms. Solcher Mühlen giebt es hier drei, die alle die romantische Schönheit des wilden Felsenthals erhöhen, jede auf besondre Weise und von den andern verschieden. Nächst einem Kloster wüßte ich nichts, das den Reiz einer gebirgigen Gegend mehr erhübe, als eine Mühle mit ihren brausenden Bächen, ihren immer im Schwunge sausenden Rädern, und jetzt, da die Klöster wie „ausgenommene Nester" dastehen, ist mir eine Mühle fast noch lieber, als ein solches verödetes oder gar zu einer Fabrik umgeschaffenes Kloster. Die das Thal einschließenden hohen Felsen bieten dem Naturforscher höchst merkwürdige Erscheinungen dar; mich freute ihre wunderbare Gestaltung, der frische Wald, der sie kleidet, und die rothen zackigen Felsenspitzen, die hie und da aus dem üppigen Laube hervorragen und schöne Gruppen bilden. Das Thal endet in einer ziemlich weiten Ebne, in deren Mitte das Dörfchen Birkenau und das dazu gehörende Schloß eine sehr freundliche Landschaft bilden.

An das andere Ende von Weinheim stößt das vom Grundelbach durchströmte Gorchsheimer Thal. Es ward mir als still und schattig, voll angenehmer Waldscenen beschrieben, aber weit weniger malerisch und interessant, als das Birkenauer Thal. Deshalb ging ich nicht hin. Die Welt ist zu groß, um alles darin zu sehen.

Heidelberg, 23. Aug.

Auf halbem Wege von Weinheim hieher schimmerte die Strahlenburg uns im Schein der dem Untergang sich neigenden Sonne so herrlich entgegen, daß wir, um in ihre Nähe zu gelangen, den kleinen Umweg über das uralte, an ihrem Fuß sich hinschmiegende Schriesheim gern nicht achteten. Keine Ruine rings umher glänzt, einem verklärten Geiste dahin geschwundener alter Zeiten so ähnlich, als diese, besonders wenn Abends die letzten Sonnenstrahlen das weiße Gestein in Rosengluth färben. Alsdann erblickt man die Burg meilenweit im flachen Lande, wie einen laufenden Stern, und gewiß verdankt sie dieser, sie vor allen andern auszeichnenden Lage den schönen Namen der Strahlenburg, welchen die Erbauer ihr gaben. Die Burg liegt ganz frei auf einem nicht sehr hohen Weinberge. Höhere Felsen bilden den Hintergrund der reizenden Landschaft, auf welcher große, sonderbar geformte Granitmassen zwischen dicht belaubten Bäumen emporsteigen. Schriesheim ist ein sehr alter Ort voll Leben und Thätigkeit; mehrere Mühlen, einige Fabri-

ken und ein nahes Bergwerk, in welchem Vitriol und Alaun gegraben werden, beschäftigen die Einwohner und geben ihnen Unterhalt. Ziemlich lange sahen wir uns in der engen, etwas schmutzigen Straße vergebens nach einem Führer zur Burg um, bis ein freundlicher Färber uns seine dunkelblaue Hand bot und uns recht sorgsam den steilen, von Reben beschatteten Fußweg hinauf leitete.

Da standen wir vor den schönen Trümmern der einst prächtigen Burg, staunten ihre Thürme an und wandelten zwischen den Mauern umher, bei denen der Aberglaube noch bis diese Stunde nach Schätzen gräbt, wie mehrere, frisch aufgeworfene Hügel bezeichnen.

Unser mit den Sagen seiner Gegend wohlbekannte Führer erzählte uns indessen recht einfach und treuherzig, wie der Kaiser Friedrich mit dem rothen Bart diese Burg vor vierhundert Jahren in einer Nacht eroberte und verbrannte, und wie er vierzehn gefangene Ritter binden und im Kanzelbach ertränken ließ. Schaudernd blickte ich seitwärts in das enge, vom Kanzelbach durchrauschte Thal, und ver-

glich die wilde Vorzeit mit der friedlichen Gegenwart. Wo damals die Ritter gemordet wurden, da stehen jetzt eine Reihe ewig klappernder Mühlen, die der silberklare, einst blutgefärbte Bach treibt. Dicht daran sah ich fleißige Menschen den Schooß der Erde durchwühlen, um verborgene Schätze ans Tageslicht zu fördern, über welche unsre Voraltern achtlos hingingen. Vor mir lag die angebaute Ebne, ich übersah viele Dörfer und Städte, weit über Mannheim hinaus, und dachte, welche Schrecken in jener verhängnißvollen Nacht der grausend schöne Anblick der brennenden Burg unter die Einwohner des flachen Landes verbreitet haben mag. Die Flammen müssen hier fürchterlich gewüthet haben, dennoch konnten sie diese aus Granitmassen für eine Ewigkeit zusammen gethürmten Mauern nicht zerstören; der langsamern, aber mächtigern Gewalt der Zeit wurde vieles später zum Raube, doch stehen noch Thürme und Gewölbe, ihr trotzend, da, umklammert von den starken Armen des hier üppig gedeihenden riesengroßen Epheus.

Ganz in der Nähe fand man römische Gräber und Spuren alter Bäder. Dies brachte wahrscheinlich das Volk auf die Idee des Schatzgrabens im Bezirk der Burg.

Von Schriesheim gelangten wir bald nach Handschuchsheim, einem gar freundlichen Ort, in dessen mit Reben umrankten ländlichen Häusern mehrere Einwohner von Heidelberg den Sommer über wohnen. Nun bog der Wagen bei Neuenheim um eine Ecke; es war der letzte Schritt, mit welchem wir die Bergstraße hinter uns ließen. Vor uns lag eine neue schöne Welt; der breite schimmernde Neckar und sein entzückendes Thal; die schöne, mit Statuen geschmückte Brücke, die sich über ihn wölbt; am entgegengesetzten Ufer Heidelberg, dicht am Strome einen weiten Halbzirkel bildend, über den sich die prächtigen Ruinen des Schlosses hoch erheben, und hinter diesem höhere waldgekrönte Felsen, deren dunkles Grün den Grund des großen Gemäldes bildet.

Hätte die Bergstraße auch keinen andern Zauber, als diesen großen überraschenden Anblick, hier, wo sie endet, er allein würde die ganze Reise reichlich belohnen. Daher eilen Sie, mein Freund, damit Sie unsre freundliche Erde nicht verlassen, ohne ihn genossen zu haben.

Heidelberg, 9. Sept.

Kaum weiß ich Worte zu finden, um Ihnen, lieber Freund, zu sagen, wie so ganz über meine Erwartung wohl es mir hier gefällt, wie groß und herrlich die Natur um mich ist, wie freundlich und heiter die Stadt. Sonst spotteten Sie oft über meinen Mangel an Ortsinn, wenn ich mich in den Straßen nirgend zurecht zu finden wußte; aber kommen Sie nur zu uns nach Heidelberg, ich will Sie herumführen trotz dem besten Lohnbedienten, denn hier weiß ich überall Bescheid, so gut wie in meinem eignen Zimmer. Indessen muß ich Ihnen doch gestehen, daß Heidelberg eigentlich nur aus einer einzigen breiten schönen Straße besteht, die sich wohl eine halbe Stunde lang hinzieht längs dem Ufer des Neckars, am Fuße hoher Felsen, welche hier von beiden Seiten des Stromes das Thal beschränken. Ein inneres Thor mitten in dieser Straße trennt die Vorstadt von der eigentlichen Stadt, ohne daß übrigens ein bedeutender Unterschied zwischen beiden bemerkbar wäre. Einige große, von schönen Gebäuden umgebene Plätze schließen sich an diese Straße an, und viele, zum

Theil etwas düstre enge Queerstraßen gehen zu beiden Seiten von ihr aus. Fast alle Häuser sind massiv und haben ein recht stattlich-bürgerliches Ansehen. Einige tragen Spuren eines hohen Alterthums, besonders eins, vor dem ich immer einige Minuten betrachtend verweilen muß, wenn ich auch noch so ermüdet vom Spaziergange zurückkomme. Es ward wahrscheinlich im sechzehnten Jahrhundert gleichzeitig mit dem östlichen Flügel des Schlosses erbaut, und war einst der Wohnsitz der edlen Familie von Sickingen; jetzt bewohnt es ein Kaufmann. Die reiche Fasade schmücken noch von oben bis unten Säulen und Nischen, mit allerlei Bildhauerarbeit verziert, und zwischen ihnen schauen die Büsten vieler alten Ritter und Damen gar wunderbar und ernst auf die neue Generazion herab.

Weiter aber lasse ich mich nun auf keine topographische Beschreibung der Stadt und ihrer merkwürdigen Gebäude ein. Wollen Sie mehr davon wissen, so verweise ich Sie an Frau von Chezy und Herrn Aloys Schreiber, denn beide haben alles erschöpft, was davon zu sagen ist. Hingegen von Heidelbergs

Umgegend möchte ich Ihnen recht viel schreiben; sie gehöret zu den anmuthigsten und zugleich erhabensten in Deutschland. Die ganze reiche Rhein-Ebne, in welcher Mannheim liegt, breitet sich vor uns aus, so wie wir aus dem Mannheimer Thor treten, welches das westliche Ende der Stadt begränzt; der Neckar eilt durch sie hin, dem Rheine zu; die Gebirge am Rhein schließen die blaue Ferne und seitwärts die des Odenwaldes an der Bergstraße, mit ihren alten Burgen und dem über alle emporragenden Melibocus. In der Stadt und am andern Ende des Thales hingegen umringen uns hohe schön geformte Felsen, zwischen welchen breit und silbern der Neckar hinwogt. Reben bekleiden die Berge bis zu einer gewissen Höhe; über diese erheben sich, wie an der Bergstraße, dunkle Kastanien-Haine, fast bis zu dem mit Wald und Busch gekrönten Gipfel hinauf. Wo die größere Breite des Thales es irgend erlaubt, blinken freundliche Dörfer und einzelne Wohnhäuser aus Reben und reichen Obstgärten hervor, und ziehen sich am Abhange der Berge oder durch enge Felsenschlüfte hin. Dicht über der Stadt, auf einer mäßi-

gen Höhe, am Fuße eines hohen, mit dunkelm Grün gekleideten Felsen thront über all' diesem Reichthum die prächtige Schloßruine. Ich werde nicht müde, sie anzuschauen, denn immer bietet sie im Wechsel der Tageszeit oder des Wetters einen neuen herrlichen Anblick, Abends und Morgens, im Nebel und im Sonnenschein, oder wenn vom Winde schnell vorüber gejagte Wolken mit leicht hineilenden Schlagschatten sie überziehen. Ueberhaupt gewährt der Kampf der aus dem Strom aufsteigenden Nebel mit den Sonnenstrahlen zwischen den mit dunkelm saftigen Grün bekleideten hohen Felsen ein ganz wunderbares Schauspiel. Er währt besonders Morgens oft viele Stunden lang, in denen die Nebel sich in tausendfachen Gestaltungen bald hier, bald dort festhängen und einklemmen. Leider aber tragen sie nur zu oft den Sieg über die Sonne davon, und fallen dann in unbarmherzigen Regenströmen nieder.

Die Ruine des Heidelberger Schlosses gleicht in der Nähe mehr der einer von lauter Königen ehemals bewohnten Stadt, als der eines einzigen Pallastes. So groß ist ihr Umfang, so in der Bauart von einander verschieden sind die vielen einzelnen Gebäude, aus denen sie zusammengesetzt ist und welche im Lauf mehrerer Jahrhunderte hier nach und nach entstanden. Oft genug ward diese berühmte Ruine bis ins kleinste Detail beschrieben, aber es geht mit diesen Beschreibungen wie mit allen, welche es wagen, wahrhaft große Gegenstände umfassen zu wollen; sie befleißigen sich der ängstlichsten Genauigkeit, ohne je den mächtigen Eindruck des Ganzen wiedergeben zu können. Besser gelingt dies dem Zeichner, auch betrete ich nie den Bezirk des Schlosses, ohne mehrere Künstler oben zu finden, die sich mit Kopiren einzelner Theile desselben emsig beschäftigen. Seit länger als einem Jahr hat sich sogar ein Franzose im Hause des oben wohnenden Gärtners förmlich angesiedelt, und zeichnet mit unermüdetem Fleiß, so lange die Sonne am Himmel steht. Einige seiner Ansichten des Schlosses sind schon in Kupfer gesto=

chen, und was ihnen etwa an Geist abgehen möchte, ersetzt die pünktlichste Treue, mit welcher alles bis auf die kleinste Verzierung eingefaßt ward.

Als ich zuerst den geräumigen Schloßhof betrat, und die mit sechzehn Bildsäulen und vielen andern Verzierungen geschmückte nördliche Fasade des Schlosses von fern erblickte, glaubte ich fast, ein noch bewohnbares prächtiges Gebäude zu sehen, und erst beim Nähertreten entdeckte ich, wie furchtbar hier vernichtende Zerstörung gehaust hat. Der noch reicher geschmückte östliche Flügel steht in ähnlichem Zustande da; im Innern desselben sind noch die Abtheilungen des Rittersaales und mehrerer großer Gemächer deutlich zu unterscheiden. Ueberbleibsel reicher Verzierungen von Bildhauerarbeit an den Thürpfosten und Fenstergesimsen von innen und außen, Säulen, Nischen, Statuen, Wappen und zum Theil emblematische Basreliefs bezeugen noch die ehemalige hier vorwaltende Pracht. Obgleich aber das Dach längst eingesunken oder weggebrannt ist, so hat dieser Theil des Schlosses doch noch ein zu neues Ansehen, um als Ruine in der Nähe vollkommen schön zu seyn.

Ihm mangelt bei aller seiner imponirenden Größe das ehrwürdige Ansehen des Alterthums, welches nur lange an ihm vorüberziehende Jahrhunderte zu geben vermögen. Jetzt gleicht er noch zu sehr einer großen Brandstätte, an welcher man zwar bedauernd verweilt, aber ohne das Gefühl, welches zum Beispiel beim Auerbacher Schloß jeden ergreift. Doch nicht nur der Zeitraum von wenig mehr als hundert Jahren, seit welchen das Schloß zerstört ward, auch die dem Modernen sich nähernde Bauart dieses Theils desselben ist Ursache, daß er ein weniger ehrwürdiges und pittoreskes Ansehen hat. Dem ältern, in einem frühern Styl erbauten und mit zum Theil noch stehenden herrlichen Granitsäulen geschmückten Flügel des Schlosses mangelt beides nicht, obgleich er zur nämlichen Zeit im dreißigjährigen Kriege zerstört ward. Einen unvergleichlich erhabnen Anblick aber gewährt der gesprengte Thurm an der andern Seite des Schlosses, dessen ungeheure, aus Felsenstücken zusammengesetzte Masse der Wuth der Flammen widerstand. Selbst die mächtigere Gewalt des Schießpulvers, womit damals die Franzosen diesen starken Thurm

der Erde gleich zu machen trachteten, vermochte nur einen Theil des Felsengebäudes loszureißen, der nun drohend über dem Abhang schwebt, einzig durch eigene Schwere vor dem völligen Herabsturz gesichert. Baumstarker Epheu umklammert ihn mit Riesenarmen; nirgend wächst diese Pflanze üppiger als hier, wo sie Felsen und Mauern unglaublich verschönert und mit immer grünen Kränzen schmückt. Noch ein alter prächtiger Thurm in der Nähe von diesem macht einen nicht minder malerischen Effekt, auch ist er unzählige Mal gezeichnet, geätzt und besungen. Ein schönes altes Thor führt zu einer Abtheilung der das Schloß umgebenden Anlagen, in welcher er steht; sie heißt, ich weiß nicht warum, der Stickgarten. Ich bin wie auf diesen Platz hingebannt, und lasse ungern einen Tag vergehen, ohne ihn zu besuchen. Von einer kleinen, mit Linden besetzten Terrasse, welche ehemals ein Wall war, genießt man dort einer köstlichen Aussicht. Dicht unten am Wall fließt der Neckar; man übersieht die schöne Brücke und die ganze Stadt; in der Ferne blinken die mannigfaltigen Windungen des Rheins aus der Ebne herüber,

und die blauen Vogesen kränzen den weiten Horizont. Auf der Terrasse selbst steht der schöne alte Thurm, fast ganz mit Ephen überdeckt, welcher zwei daran angebrachte Nischen in Lauben verwandelt, aus denen die Bildsäulen zweier alten Pfalzgrafen drohend blicken. Der Effekt, welchen diese beiden, in Geschmack der damaligen Zeit sehr gut gearbeiteten Statuen hier machen, ist groß und wunderbar. Sie haben etwas geisterartiges, als fühlten sie noch Trauer und Zorn über die Zerstörung ihrer Fürstenwohnung, und wären bereit, sie zu rächen. Oben auf dem alten Gemäuer des Thurms grünen und blühen Pflanzen und Blumen in zwei kleinen Anlagen, die man den Luftgarten nennt. Die Aussicht dort ist noch ausgebreiteter, als die unten von der Terrasse; es war ein hübscher Gedanke, hier Blumen und Sträuche zu pflanzen, die im Graus der Zerstörung üppig gedeihen und Leben aus dem Tode saugen.

Das berühmte Heidelberger Faß ist ebenfalls noch zu schauen; ich werde mich aber wohl nicht in den kalten feuchten Keller hinabwagen, in welchem es liegt. Gegen Master Whitbread's thurmhohe Por-

terfässer, welche ich in London sah, ist es doch ohnehin nur ein Zwerg. Auch hörte ich heute eine Schaar englischer Herren und Damen, die ich davon herkommen sah, mit wahrem vornehmen Mitleid von dem winzigen kleinen Dinge sprechen und Altengland preisen, welches auch in dieser Hinsicht den Sieg über Deutschland davon trägt. Brummend schlich die Schloßwärterin hinter der Gesellschaft drein, die ihr für die nicht kleine Mühe des Herumführens im ganzen Schloß nur sechs Kreuzer gegeben hatte, und ich dachte daran, wie man in England den Besuch eines Schlosses mit Gold erkaufen muß.

Ueberhaupt werfen die jetzigen Engländer auf Reisen den Leuten nicht mehr die Guineen an die Köpfe, wie sonst wohl geschah; sie zeichnen sich eher auf ganz entgegengesetzte Weise aus; dafür werden auch in dieser ganzen Gegend die elegantesten Reisekutschen an den guten Gasthöfen aus vorgeblichem Mangel an Raum abgewiesen, sobald der Wirth Britten darin spürt, und ich traute kaum meinen Sinnen, da ich dies zuerst hörte und sah. So ändern sich die Zeiten und Sitten. Vor zwanzig Jah-

ren durfte ein Deutscher sich mit seinem Geldbeutel kaum in die Gasthöfe wagen, welche von den großmüthigen Milords besucht wurden, denn damals war jeder Engländer wenigstens ein Lord, und jetzt habe ich es wirklich erlebt, daß einer den in Heidelberg sehr billigen Preis der Wirthstafeln für seine Damen noch billiger behandeln wollte, weil diese weniger äßen als die Männer.

Ich werde es nicht müde, hier Berg und Thal an jedem heitern Tage zu durchreisen, denn der mannigfaltige Reiz, die Anmuth und Erhabenheit dieser Gegenden sind ewig neu. Heut wandelten wir zum Wolfsbrunnen, zuerst den Strom entlang, bis zu dem kleinen Dörfchen Schlierbach, wo wir durch einen Bauerngarten zu den kühlen silberklaren Quellen hinaufstiegen, die in einem dunkeln Felsengrunde reichlich sprudeln, und sich in vier terrassenartig über einander liegende fischreiche Weiher sammeln. Dunkles Gebüsch und einige Bäume verbreiten eine ewige kühle Dämmerung über diesen von der Welt abge-

sonderten stillen Platz. Er gleicht einem, sehnsuchtsvoller Schwermuth geweihten Tempel. Ich glaube nicht, daß man auch mit dem fröhlichsten Gemüth hier lachen oder lustig seyn kann, so feierlich ist der Ort, in welchem nur das leise Murmeln der Quellen die tiefe Stille durchsäuselt. Um den obern Weiher schatteten sonst noch uralte mächtige Linden und verdichteten das heilige gründämmernde Dunkel; sie wurden unter allerlei nichtigen Vorwänden vor wenigen Jahren gefällt und werden noch immer schmerzlich beklagt. Dieser Vernichtungsgeist, der die Menschen treibt, auch das Unersetzbare zu zerstören, nur um es anders zu haben, ist eine sehr traurige Erscheinung, der man nur zu oft begegnet.

Die Sage behauptet, daß Siegfried an diesem abgelegenen stillen Orte unter Haagens meuchelmörderischem Schwerte fiel, da er im Brunnen badete. Doch widersprechen ihr viele eifrige Verehrer des Niebelungenliedes, und führen Gegengründe an, die hauptsächlich auf dem Lokal des Ortes beruhen, vorzüglich den, daß hier keine Wiese in der Nähe ist, auf welcher der Held sein Roß tummelte, ehe

er ins Bad ging. Ich glaube, daß die Zeit hier wohl vieles veränderte, daß Busch, Wald und Anhöhen im Lauf der Jahrhunderte recht wohl an die Stelle eines Rasenteppichs entstehen konnten, und denke hier gern an Siegfried und die Niebelungen; auch an die uralte Seherin der Germanen, Vellada, welche Chateaubriand neuerlich zu der Heldin einer Liebesgeschichte zu machen für gut hielt. Sie ward auch Jutta genannt und bewohnte die Höhe, auf der die Ruine des Schlosses jetzt steht, welche noch heutigen Tages nach ihr der Jettenbühl heißt; ein Name, der das Andenken und die Sage von der Prophetin noch immer unter dem Volke lebendig erhält. Vellada wandelte in früher Morgendämmerung von ihrem Wohnsitz zum Brunnen herab, um dort im Verborgnen heilige Gebräuche zu üben. Die Seherin, zu beschäftigt mit wichtigen künftigen Ereignissen, dachte nicht daran, Gefahren zu erforschen, welche ihr selbst drohten; unversehens traf sie daher am Brunnen eine Wölfin, welche dort ihre Jungen bewachte, und ward dem wüthenden Thiere wehrlos zur Beute. Darum wird dieser Ort noch immer der Wolfsbrunnen genannt.

Es ist hier das Land alter Sagen, lieber Freund! Sie wissen, wie ich diese liebe, wie sie mir alles um mich her beleben, daher verargen Sie es mir nicht, wenn ich ihnen zuweilen recht treuherzig etwas erzähle, was gescheutere Leute als ich geradezu für Mährchen erklären.

Der Tag war zu heiß, wir selbst zu warm vom Spaziergange geworden, um lange in dieser frischen Kühle am Brunnen zu verweilen. Wir wählten den Rückweg über die Höhe nach dem Schlosse, wahrscheinlich denselben, welcher die Prophetin ihrem Schicksal entgegenführte. Jeder Schritt gewährte uns hier eine neue Aussicht auf den tief unten fließenden Neckar und das wunderschöne Thal. So gelangten wir bald zu den weitläuftigen Anlagen, welche die Ruine des Schlosses umgeben. Kunst und Natur schufen hier im schönen Verein die angenehmsten, von unzähligen ausländischen Bäumen und Sträuchen umgrünten Spaziergänge. Bald belebt sie das Flüstern einer einsamen Quelle, bald wandelt man unter hohen dichten Laubgewölben, zwischen schön geformten Felsen. An einigen Stellen treten

einzelne Theile der Ruine unerwartet hervor und machen einen höchst pittoresken Effekt; oder man gelangt auch plötzlich an freie Plätze, von welchen man beide vom Rhein und vom Neckar durchströmte Thäler zugleich übersieht, bis wo die Vogesen, der Donnersberg und das Haardtgebirge den Horizont schließen.

Die ausgebreitetste Aussicht bietet eine große, mit wilden Kastanienbäumen besetzte Terrasse, auf welcher uns diesmal der Thee erwartete, denn ein Gasthof, wo man Erfrischungen aller Art findet, gehört auch mit zu den Annehmlichkeiten dieser Spaziergänge. Hier genossen wir nun einen herrlichen Abend, sahen die Sonne sinken und den Vollmond heraufsteigen. Nirgend, selbst nicht am Ufer des Meeres, fand ich das wechselnde Farbenspiel der Abendröthe, den Kampf des Lichts mit der Dunkelheit schöner als hier. Jeder Moment bringt neue glänzende Farbenerscheinungen an dem weiten Horizont hervor; die aus beiden mächtigen Strömen nach einem heißen Tage aufsteigenden Dünste, in welchen die Lichtstrahlen widerscheinen, sind wohl die Ursache dieser unglaublichen Pracht. Rosig schimmernd tritt der Rhein

in der Ferne hervor, und verbirgt sich wieder, um an einem andern Ort noch glänzender zu erscheinen, ohne daß das Auge allen seinen Krümmungen zu folgen vermöchte. Dicht unten funkelt glühend der Neckar im Abendroth, die nahe Ruine, die Stadt, die Brücke, alles glänzt im Purpurlicht, während die Dämmerung allmählich ihre grauen Schleier immer weiter und weiter verbreitet, bis sie endlich alles zur nächtlichen Ruhe verhüllt.

Es wäre eine unverzeihliche Sünde, wenn wir hier einen schönen Tag ungenossen hingehen ließen; man sollte dies eigentlich nie, denn das Leben ist so kurz und gleicht überhaupt nur zu sehr diesem Sommer, an welchem ganz heitere Tage so selten erscheinen. Wir benutzten also gleich den ersten schönen Morgen, um durch das Neckarthal nach Neckargemünd zu fahren.

Je mehr ich vom Neckarthal sehe, je schöner erscheint es mir. Auf unserm Wege umschlossen uns bald prächtige Granitfelsen so enge, daß nur eben

für uns und den Strom Raum genug blieb. Weiterhin treten sie auseinander, und freundliche Dörfer spiegeln sich in der klaren Fluth. Dann folgen röthliche Sandsteinbrüche, in welchen der Wiederhall das Knallen des die Steinmassen sprengenden Pulvers unzählige Mal wiederholt. Plötzlich wendet der Strom sich nach Osten, und dicht an seinem Ufer liegt Neckargemünd vor uns, von Reben und aller Anmuth der reichen Vegetazion dieses Landes umgeben. Dicht daran fällt der kleine Fluß, die Elsenz, in den Neckar und bildet einen kleinen Hafen für Holzschiffe, Flöße und Nachen. Schöne hohe Berge erheben stolz ihre Häupter über dem freundlichen Städtchen; vor allen zeichnet sich der Dillsberg durch seine regelmäßige Kegelform aus, welche wahrscheinlich auf einen ausgebrannten Vulkan deutet. Man will sogar Spuren von Lava in den Steinen der uralten Ringmauer des oben liegenden Städtchens Dillsburg entdeckt haben. Das sehr alte Dillsburger Schloß und die es umgebenden hellrothen Ziegeldächer des Städtchens gewähren, von unten gesehen, einen ganz eignen Anblick; sie liegen wie ein Adler-

nest auf dem beträchtlich hohen Berge; nirgend zeigt sich von dieser Seite die Spur eines hinauf führenden Weges, und man begreift nicht, wie die Leute dort oben es anfangen, um mit der übrigen Welt in leidlichem Zusammenhang zu bleiben. Von der andern Seite führt freilich ein, ziemlich steiler, Weg hinauf, den wir aber nicht sehen konnten und an diesem heißen Tage auch nicht besteigen mochten, obgleich die Aussicht oben als sehr ausgebreitet und schön gepriesen wird. Wir sahen uns lieber gleich nach einem Führer und einem Nachen um, die uns an das jenseitige Ufer brachten, nachdem wir in Neckargemünd unser Mittagsessen bestellt hatten.

Unser Führer war ein wackrer alter Landmann, der seine drei Söhne gegen die Franzosen in den Krieg geschickt hatte, zwei von ihnen auf dem Siegesfelde bei Belle-Alliance verlor, und doch nicht glaubte, um diesen Preis die Befreiung des Vaterlandes zu theuer erkauft zu haben. Er mußte mir von Dillsburg erzählen, das, vom Strome aus gesehen, noch schroffer und unzugänglicher auf seinem Felsen zu liegen scheint. Solche, in höchst unbequemen Stellungen

angelegte Wohnungen der Menschen erregen in mir immer ein hohes Interesse, besonders wenn das Schöne und Bequeme sie so nahe begränzt, als hier. Ich möchte gern ergründen, was die Leute bewegt, dort zu bleiben, und finde immer keinen andern Grund, als die Macht der Gewohnheit. Die Bewohner von Dillsburg haben nur einen einzigen Brunnen, aus welchem täglich nur vier Eimer Wasser geschöpft werden dürfen, in welche die Honorazioren des Orts sich theilen. Die übrigen Bewohner behelfen sich mit Regenwasser, welches sie in Zisternen auffangen. Dieser Sommer muß die waschlustigen Hausfrauen von Dillsburg entzücken, und eine ächte Holländerin aus Broek oder Zaardam wäre dort oben, so ganz außer ihrem Element, gewiß das unglücklichste Geschöpf in der Welt.

Unter diesen Gesprächen und Betrachtungen waren wir über den Strom gesetzt und eine gute Strecke am andern Ufer fortgegangen, als uns eine ganz neue, höchst romantische Aussicht überraschte. Der breite Strom krümmt sich hier plötzlich nach dem Dillsberge zu und bildet einen großen Halbkreis.

Uns beinahe gegenüber, am äußersten Ende dieses Kreises, sahen wir das Städtchen Neckarsteinach am Fuße mächtiger grüner Felsen im Strome sich spiegeln und seitwärts, auf bedeutender Höhe, vier alte Burgruinen in nicht großer Entfernung von einander eine ernste Reihe bilden. Die erste und kleinste dieser Ruinen, zu welcher wir gelangten, hängt, den Einsturz drohend, beinahe über den Weg, dicht am Strom, wie ein Schwalbennest auf der Zinne eines Kirchthurms, und macht einen höchst malerischen Effekt; sie wird auch das Schwalbennest genannt. Nur ein Thurm und einiges Gemäuer entgingen der Zerstörung und werden leider vielleicht bald ihr ganz zum Raube, denn ein Steinbruch untergräbt den Fels, auf dem die Burg steht; deshalb ist auch das Hinaufsteigen zu ihr höchst beschwerlich und nicht ganz ohne Gefahr.

Zu der zweiten Ruine stiegen wir hinauf. Diese Burg ist größer und prächtiger gewesen, als die erste. Ein schöner Thurm und ein großes Thor, mit einem Wappen geschmückt, stehen noch wohl erhalten neben andern Thürmen und vielen alten Mauern, welche

die Abtheilungen eines Schloßhofes und einiger Säle errathen lassen. Hohe Birken und Fichten wurzeln auf den mächtigen Steinmassen, und schöner Epheu umzieht sie. Die Aussicht auf den Neckar und die nahen Felsen und Ruinen ist entzückend schön, die Krümmung des Stroms giebt ihm das Ansehen eines lang sich hindehnenden Sees, denn an beiden Seiten treten die Felsenufer vor, und verbergen den Ort, woher er kommt und wohin er geht. Seitwärts blickt man in das einsamwilde Schönauer Thal, das, wie eine schmale grüne Bergschlucht, sich durch die Felsen hinwindet. Mich ergriff dort oben ein wehmüthiges Gefühl. Grau und düster sah ich die ernsten Trümmer über den Weg blicken und die ewig jugendlichen Wellen mit dem Abbilde ihrer ehrwürdigen Formen spielen, welche sonst wohl im Schein der Fackeln rothflammend blinkten, wenn diese, jetzt verödeten, Mauern vom Geräusche froher Feste wiederhallten. Ich dachte mir, wie vielleicht ein Vater vieler Söhne diese Burgen so nah an einander erbaute, um seine Kinder darin um sich her wohnen zu lassen, und wie späterhin gastliches Verkehr die Be-

wohner dieses Schlosses vereinte, deren Namen jetzt niemand mehr nennt.

Die dritte Burg erhebt sich nahe über Neckarsteinach. Ein in neuerer Zeit daran gebauter Theil derselben ist bewohnt und sogar zu einem Gasthofe eingerichtet, aus dessen Saalfenstern man die ganze herrliche Gegend übersieht.

Die vierte Ruine ist sehr verfallen und besteht nur aus wenigem Gemäuer und einem sehr alten Thurme, sieht noch schauerlicher und öder aus, als die andern.

In Neckarsteinach besuchte ich die halb alte, halb neue Kirche, um einige alte Grabmähler des längst erloschnen Geschlechts der Landschaden von Steinach zu sehen. Die in gar naiven, alten deutschen Knittelreimen abgefaßten Inschriften der Gräber ergötzten uns sehr, während uns die Küsterin mit der Geschichte ihrer Bewohner unterhielt. Die alten Herren von Steinach stehen noch immer in sehr schlechtem Ruf hier unter dem Volke. In ihrer dunkeln Zeit mögen sie auch wohl das damals unter dem Adel übliche Räuberhandwerk getrieben haben. Unsre

Frau Küsterin machte sie aber zu Seeräubern auf dem Rhein, und behauptete, sie hätten deshalb den Beinamen Landschaden erhalten. Mir fielen dabei die Seekönige ein, die jetzt in unsern neuesten Romanen eine so große Rolle spielen, seit Fouqué sie einführte. Uebrigens giebt diese kleine Kirche ein großes Beispiel der höchsten Toleranz. Mit Erstaunen sah ich Weihkessel und Prozessionsfahnen am Grabe eines Landschaden hängen, der, wie die Inschrift lobend verkündete, zuerst in dieser Gegend dem Papst entsagte und Luthers neue Lehre ergriff. Ich vernahm zur Erklärung, daß Lutheraner und Katholiken sich dieser Kirche gemeinschaftlich bedienen, um darin zu verschiedenen Stunden, jedes auf seine Weise, Gottesdienst zu halten.

So wie wir in Neckargemünd wieder angelangt waren, schickten wir unsern Wagen nach Heidelberg zurück, und schifften uns gegen Abend auf einem Nachen ein, um auf dem Neckar zu Hause zu fahren. Die Sonne streute ihre letzten Strahlen auf Fels und Strom; es war eine höchst angenehme Fahrt, ein Vorschmack dessen, was uns am Rhein

erwartet. Jede Krümmung des Stroms, jedes Dörfchen am Ufer gewährte ein neues Bild; alles, was uns am Morgen beim Hinfahren erfreut hatte, erschien uns jetzt, vom Wasser aus, noch schöner, und ungern verließen wir nach einer guten Stunde den Kahn, es bedauernd, daß diese Freude so kurz war.

Ganz anders und doch nicht minder schön zeigt sich mir die Welt, wenn ich dem romantischen Neckarthale den Rücken wende, aus dem Mannheimer Thore trete und die reiche, vor mir liegende Ebne überschaue. Hier ladet alles zu heiterm Lebensgenuß ein, wie dort zu ernsterer Betrachtung. Ueppig grünt und blüht Garten und Flur, und die aus Obstbäumen und Reben hervorblickenden schönen Dörfer sehen aus, als lebe man nur zur Lust darin, und müssen ihre Bewohner nicht im Schweiß ihres Angesichts das Land bauen, wie andre Erdensöhne und Töchter.

Solch ein Dorf ist auch Rohrbach, in welchem die verwittwete Markgräfin von Baden ein nicht gro-

ßes, aber elegantes Landhaus besitzt, welches sie im Sommer zuweilen bewohnt. Ein klarer Bach, ein von schattendem Gehölz umgebener Teich, ländliche Aussichten auf grüne Wiesen und freundliche Dörfer geben den dazu gehörigen Gartenanlagen etwas sehr anmuthiges. Der Eintritt steht dem gebildeten Publikum offen. Wir saßen dort an einem schönen Abend sehr fröhlich am Theetisch, als wir ein allmählich aufsteigendes Gewitter bemerkten, welches plötzlich so schnell und in so drohender Gestalt sich über Heidelberg aufthürmte, daß wir eilen mußten, um vor dem völligen Ausbruch desselben die Stadt zu erreichen. Noch war über uns der Himmel blau, kein Lüftchen regte sich, aber in furchtbarer Majestät thronte die schwarzblaue Gewitternacht über dem Kreise der die Bergstraße umgebenden Felsen; am dunkelsten ruhte sie auf dem hoch über Heidelberg sich erhebenden Heiligenberg und dem darunter liegenden Schloßberg. Nie sah ich die Natur in furchtbar-erhabnerer Pracht. Der Wiederhall in den Bergen wiederholte den unaufhörlich rollenden Donner unendliche Mal, so daß kein einzelner Schlag sich unterscheiden ließ. Blaue za-

eckige Blitze zerrissen die dunkle Wolkendecke, dann glänzte einen Moment lang die Schloßruine hervor, und versank im nächsten wieder in dem Gewitterschleier, welcher schwarz und undurchdringlich sie verhüllte. Wild aufgeregt in seinen tiefsten Tiefen, brauste der Neckar und glänzte wie dunkelblauer Stahl, obgleich der Sturm noch schwieg und kein Regentropfen fiel. Schaudernd gedachte ich jener entsetzlichen Nacht, als hier im sechzehnten Jahrhundert ein Wetterstrahl das uralte erste Schloß zerstörte, welches auf dem nämlichen Berge hoch über der jetzigen Ruine des neueren Schlosses erbaut war, und von dem keine Spur mehr übrig ist. Ein großer, mit Pulver angefüllter Thurm stand damals neben dem alten Schloß; der Blitz entzündete diesen, und in einem Moment waren Thurm und Schloß zerstört und die Stadt unten verwüstet und in Flammen, angezündet von den auf sie herabregnenden brennenden Balken, zerschmettert von herunterstürzenden Felsstücken. Schon ahnete mir, ein ähnliches zu erleben, als das Gewitter sich theilte. Nur ein Theil desselben entlud sich über Heidelberg, nachdem wir glücklich ange-

langt waren, aber so furchtbar, wie wir es uns auf dem flachen Lande nicht denken können. Die alten Felsen krachten, als ob sie zusammenstürzen wollten, und die Blitze leuchteten heller, als die strahlende Mittagssonne. In der Bergstraße hat das Gewitter noch weit ärger gewüthet, große Schloßen verwundeten Reisende und Pferde, welche eben auf freier Straße waren, und die ganze herrliche Obstärndte in Heppenheim ist zerstört.

Mit dem neulichen Aufruhr der Natur scheint jetzt der Sommer wirklich eingezogen zu seyn, freilich etwas spät, doch immer besser, als gar nicht. Wir denken jetzt ernstlicher daran, unsre eigentliche Rheinreise in wenigen Tagen anzutreten, und benutzen die Zeit bis dahin, um noch alles zu sehen und zu genießen, was uns bis jetzt die nur zu häufigen Regentage verwehrten. So brachten wir denn auch einen Sonntag in Schwetzingen zu, weil an diesem Tage die Springbrunnen dort angelassen werden. Es liegt von hier so entfernt, als von Mannheim, und auch so weit, als Mannheim selbst von Heidelberg liegt.

Beide Orte kann man bequem in Zeit von zwei Stunden erreichen, und dies ist keine der geringsten Annehmlichkeiten, welche Heidelbergs Lage bietet. Diese Nähe Mannheims ist den Freunden des Theaters besonders bequem, da man bei Tage, bei Nacht und zu jeder Jahreszeit nicht die geringste Gefahr oder Unbequemlichkeit auf der trefflichen Kunststraße zu scheuen hat.

Es ist mir unbegreiflich, wie jemand auf den Einfall kommen konnte, die prächtigen großen Anlagen von Schwetzingen mitten in diese öde Sandwüste zu verlegen, da Heidelberg so ganz in der Nähe eine Gegend bietet, in welcher die Natur der verschönernden Kunst auf mehr als halbem Wege willig entgegen gekommen wäre. Aber die Fürsten lieben es, das Unmögliche zu versuchen und sowohl die Elemente, als die ewigen Gesetze der Natur zu besiegen. Zuweilen gelingt ihnen dies, und obgleich der Sieg selten des großen Aufwandes von Kraft und Geld werth ist, mit welchem er errungen ward, so erregt er doch wenigstens das Erstaunen der Menge. Hier in Schwetzingen wächst dies Erstaunen noch durch den Kontrast

der traurigen Oede der Umgebung mit der reichen üppigen Vegetazion, die man im Garten zu erzwingen wußte, wozu denn freilich das warme günstige Klima nicht wenig beigetragen haben mag.

Der Garten, einer der größten in Deutschland, ist eine eigne Zusammensetzung einzelner grandioser Partien, wie le Notre in Frankreich sie schuf, und modernerer Anlagen in sogenanntem englischen Geschmack. Dieser Mangel an Einheit des Styls fällt indessen bei dem großen Umfange des Ganzen gar nicht widerwärtig auf. Auch die vielen Tempel und andre darin angebrachte Gebäude erscheinen aus demselben Grunde nicht geschmacklos und lächerlich, wie es auf einem kleineren Platz so leicht geschieht. Sie sind alle wahrhaft prächtig aus massiven Quadersteinen erbaut, einige in sehr edlem Styl, wie zum Beispiel ein Apollostempel und ein andrer, der Minerva geweiht. Eine große Moschee, die genaue Kopie eines solchen in Konstantinopel existirenden Tempels, ist wenigstens prächtig und merkwürdig. Wer sich die Mühe geben will, auf engen Wendeltreppen ihren hohen Minaret zu besteigen, den lohnt oben eine

ausgebreitete Aussicht auf die Städte Speyer, Mannheim, Ladenburg und viele andre, welche in der weiten Ebne zwischen den Vogesen und dem Melibocus zerstreut liegen. Manche artige Spielerei ergötzt wenigstens für den Augenblick. Zu diesen rechne ich ein großes Vogelhaus, von mährchenhaftem Ansehen, und die berühmte gemalte Aussicht auf den Rhein, welche sonst durch einen optischen Betrug alle Welt täuschte, jetzt aber zu verbleichen beginnt. Den imposantesten Effekt macht indessen der mit hohen Alleen umgebne große Platz im altfranzösischen Styl, gleich am Eingange. Ihn schmücken eine Menge von Springbrunnen, Marmorvasen und Statuen, deren es in diesem Garten unendlich viele giebt und von denen einige nicht ohne Kunstwerth sind. Auch ein sehr großes Wasserbassin, an dessen Ufer die kolossalen Statuen des Rhein- und Donau-Gottes liegen, nimmt sich recht grandios aus. Einen Tag kann man in Schwetzingen recht angenehm hinbringen, und sich obendrein müde laufen, wenn man alles sehen will, was dieser Platz enthält. Auch müde lesen kann man sich, wenn man eine detaillirte Beschreibung aller

darin enthaltenen Einzelheiten lesen muß, deshalb verschone ich Sie damit, und ich hoffe, Sie danken es mir. In Summa, alles wäre hier vortrefflich und gut, wenn nur nicht die Luft von blutdürstigen Ungeheuern wimmelte, die schonungslos jedermann anfallen, und keinem erlauben, nur eine Viertelstunde im Freien auszuruhen. Diese berüchtigten Rheinschnaken, deren Hauptsitz Schwetzingen ist, sind keine Mücken, kleine geflügelte Drachen sind sie, gegen welche die berühmten Mücken in Israelsdorf bei Lübeck, die ärgsten, die ich bis jetzt kannte, als sanfte harmlose Geschöpfe gepriesen zu werden verdienen.

Ich habe Ihnen nun schon so viel von Heidelbergs Umgebungen gesagt, und noch kein Wort von dem Ton der dortigen Gesellschaft. Das kommt aber daher, lieber Freund, weil man das, was man sonst in der Welt eigentlich oder uneigentlich Gesellschaft nennt, hier nicht findet. Nirgend erblickt man hier ein Streben nach Vergnügungen außer dem Hause,

ausgenommen nach denen, welche die Natur reichlich in der Umgegend bietet. Man kennt oder fühlt hier nicht das Bedürfniß, sich zum Spiel oder zur Konversazion in größerer Anzahl zu versammeln, daher giebt es auch keinen großen allgemeinen Vereinigungspunkt für Männer und Frauen, weder in Privathäusern, noch an einem öffentlichen Ort. Einige Konzerte und Bälle machen im Winter hievon eine geringe Ausnahme. Dennoch wird man selten mehr kenntnißreiche, gebildete, mit einem Wort mehr interessante Menschen auf einem so kleinen Punkt versammelt finden, als in Heidelberg. Aber diese interessanten Menschen sind Männer, welche den ganzen Tag ihrer ernsten Beschäftigung widmen, und Frauen, die ihren Haushalt, ihre Kinder besorgen, um Abends dem ermüdeten Mann im Kreise der Seinen Erholung und Erheiterung zu bereiten. Müßiggänger giebt es hier nicht, oder verirren sie sich einmal hieher, so halten sie es wenigstens nicht lange aus, und ohne diese kann doch bekanntermaßen keine Gesellschaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes bestehen. Ausgebreitete Familienverbindungen, welche

in andern Städten einigen Anlaß zu größeren Gesellschaftskreisen geben, finden hier ebenfalls nicht Statt, denn die bedeutendsten Einwohner wurden größtentheils aus andern, oft fernen Orten nach Heidelberg versetzt. Daher suchen und finden nur Gleichgesinnte einander, und bilden kleine gesellige Kreise aus drei oder vier Häusern, die ohne Zwang oder Zeremonie unter einander in freundschaftlichem Verkehr stehen, und die übrigen nur gelegentlich als entfernte Bekannte begrüßen. In diesen kleinen Kreisen befindet sich aber jeder Fremde recht wohl, der Zutritt zu ihnen erhält, und der die Qualität, nicht die Quantität berücksichtigt. Ausgezeichnete junge Leute, welche hier studiren, werden zuweilen, doch selten, zu diesen Zirkeln gezogen; übrigens treiben die Studenten ihr Wesen für sich, doch auf die wenigst störende Weise. Sie ziehen sich wunderliche Jacken an, die sie altdeutsch nennen, setzen sammtne Damenhüte auf, und nennen sie Baretts, binden sich allerlei seltsam gezackte Kragen um den nackten Hals, und wem die gütige Natur einen Schnurrbart verleiht, der läßt ihn wachsen und dankt dem Himmel dafür. So sehen

diese jungen Leute denn freilich ziemlich maskenartig aus, aber sie denken damit einen gewaltigen Schritt zum ächten Deutschthum zu thun, und die Freude ist ihnen zu gönnen. Wenn sie einmal Accessisten, Kanzellisten, Kandidaten oder so etwas werden, giebt sich der Spaß von selbst.

Ich weiß, Sie wundern sich längst, daß ich Ihnen noch immer kein Wort von der Boisseréeschen Gemäldesammlung schrieb, denn Sie ahnen wohl, daß diese hauptsächlich es ist, was mich so lange hier fest hält. Da Sie aber gewiß einmal in Ihrem Leben recht liebten und vielleicht noch lieben, so wissen Sie auch, daß ein Liebender den Namen der Dame, die er vor allen im Herzen trägt, immer zuletzt und so spät als möglich nennt. So schwieg ich denn auch von jenen Gemälden, eben weil sie unaufhörlich und überall mein Gemüth beschäftigten, denn ihr Anblick hatte mich in einen schwankenden Zustand von Unruhe und Ungewißheit versetzt, aus dem ich wieder zu gelangen suchen mußte, ehe ich es wagen konnte, Ihnen etwas

darüber zu sagen. Eine Schülerin Fernows und Winckelmanns Verehrerin, kannte ich bis jetzt nur die Antike als die Sonne, von der das Licht der Kunst zuerst über Italien ausging; als die Quelle des Ideals, welches vor allen Raphael dem Göttlichen göttlich erschien.

Die flamändische, überhaupt die niederländische Schule war mir auf andre Weise lieb, und nie konnte ich es mit Langmuth ertragen, wenn vornehm thuende Kunstkenner sie herabsetzen wollten. Der Farbenglanz, die anspruchlose Naivetät ihrer Schöpfungen ergötzten mich; der Fleiß, die pünktliche Treue in den Darstellungen der die Meister umgebenden Natur rührten mich oft auf eigne Weise, wenn gleich die Gegenstände nicht immer die edelsten sind. Ich hing mit wahrer Liebe an diesen ehrlichen, lieben Bildern, so wie man auch gern mit einem guten getreuen Nachbar manches gemüthliche Stündchen verlebt, ohne deshalb hohe Ansprüche an seinen Geist zu machen, und ahnete nicht, daß bloßes treues Kopiren der Natur zu einer noch höhern Stufe der Vollendung führen

könnte, als die ich hier erreicht sah und die mir deshalb genügte.

Von der altdeutschen Schule kannte und ehrte ich hauptsächlich nur Albrecht Dürer und Lukas Kranach. Ihre Farben, ihr unermüdeter Fleiß erregten meine Bewunderung. Aber wenn die Frommheit, die einfache Hoheit ihrer Gedanken mich anzogen, so stießen mich die unschönen Formen oft wieder zurück. Albrecht Dürers treffliches Zeichnen konnte mich doch nicht ganz mit der Härte seiner Konture, mit der Magerkeit vieler seiner Formen versöhnen, und manche Verzerrung in Lukas Kranachs Köpfen fiel mir widerwärtig auf. Ich ehrte und fühlte, was diese großen Meister gewollt hatten, aber es betrübte mich zugleich, daß sie es bei hohem Talent und dem angestrengtesten Fleiß weder erreicht hatten, noch in ihrem, durch tausend äußere ungünstige Umstände beengten Kunstkreis je erreichen konnten. Daher hatte ich selten eine recht reine innige Freude an ihren Kunstwerken.

Die letzte, bei uns seit einigen Jahren eingetretene Kunstperiode hätte mir diese trefflichen alten

deutschen Meister beinahe ganz verleidet. Sie wissen, wie fast allgemein die neuere Künstlerwelt ein mystisch-frommer Schwindelgeist ergriff, den sie noch auf wunderliche Weise mit Vaterlandsliebe zu verbinden trachtet. Die Antike wird als Ueberbleibsel des blinden Heidenthums ganz bei Seite geschoben. Raphael läßt man noch allenfalls gelten; zwar war er kein Deutscher, aber doch katholisch und malte Madonnen; doch Albrecht Dürer, Lukas Kranach und ihnen gleichzeitige oder frühere, zum Theil unbekannte Meister sind die Helden des Tages, und werden zu Vorbildern erwählt, nicht nur in der Erfindung, auch in der Ausführung. Das Uebelste dabei ist, daß man, aus Unvermögen ihre höheren Eigenschaften zu schätzen oder sich zu erwerben, nur gerade alle Fehler treu nachahmt, welche diese Alten aus mancherlei Gründen begehen mußten. Wunderliches, geschmackloses Kostum, fratzenhaft übertriebene oder vermagerte Gestalten in verdrehter unmöglicher Stellung, mit eidexenartigen Körpern, Gesichtern, Händen und Füßen von unnatürlicher Länge, gelten jetzt für

altdeutsch, und junge talentvolle Künstler bemühen sich, nur solche Gestalten auf allerlei Weise zu gruppiren und ihnen irgend eine verworren-mystische Bedeutung unterzulegen. Wenn solch ein Bild recht herrlich seyn soll, so malt man es auf Goldgrund, vergoldet auch wohl die Spitzen der Blätter an den Bäumen, die Säume der Drapperien, die Federn der Vögel, sogar den Blick in den Augen mit wirklichem Metall, wie die Pfefferkuchen-Bäcker es mit ihren Puppen zu machen pflegen. An die Gesetze der Perspektive, der Vertheilung des Lichtes, der Gruppirung, wird nicht dabei gedacht, denn die hohe fromme Kindeseinfalt, nach der man strebt, verbietet jede Regel. Dies Unwesen empörte mich oft zu gerechtem Zorn, welcher um so höher stieg, wenn ich in den Werken der auf solche Abwege gerathenen Künstler ein hohes Talent, Fleiß und Genius nicht verkennen konnte, deren ganz mißgriffene Anwendung mich tief schmerzte. Doch wie man auch im gerechtesten Zorn oft zu weit zu gehen pflegt, so geschah es wohl, daß mein Widerwille sich zuwei-

len auf die alten Bilder selbst erstreckte, die dieses Unheil verursacht hatten, wenigstens war mir das ewige Loben und Bewundern derselben ganz unerträglich geworden.

Daß die Gemälde in der Boisserée'schen Sammlung nicht von jener mir verhaßten Art seyn konnten, wußte ich, ehe ich sie sah; ich kannte sie schon einigermaßen aus Göthe's erstem Heft über Kunst und Alterthum am Rhein und Mayn; aber was ich fand, hatte ich dennoch nicht erwartet, nicht den Stoß, der alle meine Meinungen und Ideen über den Gang, den die Kunst zur ächten Vollkommenheit nehmen soll, so durch einander wirrte, daß ich lange umsonst strebte, mich wieder zu recht zu finden.

Ich sah eine Reihe Gemälde von Johann van Eyk, von Schoreel, von Hemmling, von Mabuse, lauter Namen, deren erster mir nur aus dem in meiner Kindheit gesehenen Danziger Bilde bekannt war. Eine neue Kunstwelt ging mir auf, oder vielmehr ein Chaos, aus dem sich mir eine neue Welt entwickeln mußte.

Hier ist kein Gedanke von Lukas Kranach oder seinen Nachahmern, aber auch keine Spur der Antike und des Ideals. Neben diesen noch immer verehrten erblicke ich jetzt noch eine Führerin zum Heiligthum der Kunst, die Natur, eben so fern vom mystischen Dunkel, von Verzerrung, vom Gemeinen, als von der Antike. Alles in diesen Gemälden ist Porträt, treue Nachahmung des im Leben Vorhandenen, aber groß und herrlich durch ungesuchte Einfalt, Schönheit der Formen und ächt menschlich frommen Sinn, ohne Streben darnach. Dieser spricht aus den Gemälden, weil die Meister wirklich fromm und einfach waren, und sich nicht nur stellten, als ob sie es wären. Die Malerei dieser Bilder ist das Vollkommenste, was ich kenne, ausgeführt bis in die kleinsten Details wie Miniatur, aber ohne Aengstlichkeit. Die Karnazion des Fleisches athmet und lebt, und gegen die Farbenpracht der Gewänder erbleicht selbst der Glanz der venezianischen Schule. Mit was für Farben diese alten Meister eigentlich malten, wie sie sie bereiteten, ist schwer auszumitteln, doch da sich der

jüngere Boisserée schon lange und ernstlich mit Untersuchungen darüber beschäftigt, so dürfen wir von seinem Kunsteifer vielleicht bald die erfreulichsten Resultate erwarten. So viel ist sichtbar, daß diese Meister sich fast keiner Erdfarben bedienten. Wahrscheinlich lag auch viel an der Bereitung des ersten Grundes, auf dem sie malten. Dieser ist weiß und schimmert beinah durch die bis zum Durchscheinen dünn aufgetragenen Saftfarben durch; er bringt ungefähr das hervor, was bei einem fleißig gemalten Miniaturbilde eine dem Elfenbein untergelegte Silberplatte leistet.

Meine Bewunderung wuchs, da die Eigner der Sammlung mich stufenweise mit der Entstehung dieser ächt deutschen Schule bekannt machten, und mir zeigten, wie sie zuerst durch tiefes Dunkel zu dieser Höhe gelangte.

Nun aber, bitte ich Sie, lieber Freund! nehmen Sie Göthe's erstes Heft über Kunst und Alterthum am Rhein wieder zur Hand, und lesen Sie nochmals, was er über die Boisseréesche Sammlung, besonders in Hinsicht auf das Geschichtliche

der Kunst sagt. Denn nur an diesen festen Faden kann ich die Erzählung dessen anreihen, was ich davon hörte und sah. Zuerst wurden mir mehrere Gemälde aus der frühern Zeit gezeigt, die Göthe als die byzantinische bezeichnet, und in welcher der Künstler an eine, von der Geistlichkeit streng bestimmte Form der Darstellung gebunden war. Immer wiederkehrende Aehnlichkeit jedes einzelnen Gesichtes, trockne Symmetrie in der Anordnung der neben einander gestellten Figuren, goldner Grund und mit Stempeln eingedrückte Verzierungen und Heiligenscheine sind die karakteristischen Zeichen jener Zeit. Skulptur, wie man sie noch in alten Kirchen sieht, und nicht die Natur, war damals das Vorbild der Maler; daher stehen die Gestalten kerzengerade da, mit gekreuzten oder gefalteten Händen, in langen schönfarbigen Gewändern, deren trockne Falten aber wie geschnitzt aussehen. Köpfe, Hände und Füße sind lang und mager, so wie die ganze Figur, das Haar sehr fleißig gemalt, aber steif und symmetrisch geordnet.

Eine große goldne Tafel, auf welcher mehrere Apostel neben einander abgebildet sind, zeigt alle Fehler und Vorzüge jener Zeit. Gewänder und Gestalten sind steinern und todt, die Köpfe haben alle eine Familienähnlichkeit, sind aber edel und mit bewundernswürdigem Fleiße ausgeführt.

Nach und nach riß sich die Kunst immer mehr von den byzantinischen Fesseln los. Zwar ward noch auf die, aus der Architektur in die Malerei übergegangene Symmetrie streng gehalten, welche eine ganz gleichförmige Anordnung beider, an den Mittelpunkt des Gemäldes sich anschließenden Seiten erforderte, auch der Goldgrund und die eingedruckten Verzierungen blieben, doch die Bewegung ward freier, die Köpfe wurden individueller, die Drapperien erhielten einen natürlicheren Faltenwurf.

Die Sammlung besitzt ein sehr vorzügliches altes Altargemälde aus dieser bessern Zeit; es stellt die Kreuzigung vor. Maria und Johannes bilden am Fuße des Kreuzes eine schöne ausdrucksvolle Gruppe; die übrigen Jünger stehen zu beiden Seiten des Kreuzes, fast in der nämlichen Stellung, wie auf

den andern schon erwähnten Bildern. Neben dieses Gemälde muß ich die beiden großen goldnen Tafeln mit Abbildungen von Aposteln stellen, deren Göthe besonders erwähnt, und sie, wahrscheinlich mit Recht, für Nachbildungen wirklich geschnitzter Bildnisse hält. Die schönen ehrwürdigen Gestalten der Apostel stehen auf glänzend goldnem Grunde neben einander, über jeden wölbt sich ein zierlich durchbrochner, oben spitz zulaufender Bogen, mit brauner Farbe, doch ohne alle Perspektive, auf dem Goldgrund gleichsam schattirt. Diese Bogen gleichen kapellenartigen Nischen, wie man sie noch an Chorstühlen, Thürmen und andern kirchlichen Verzierungen des Alterthums häufig sieht. In einer Abtheilung unter den Füßen der Apostel liegen Todtenköpfe und Knochen, auf seltsame Weise zur Zierde geordnet. Die steinerne Form weicht in diesem Bilde schon dem Leben. Die Stellung der Apostel ist ernst und ruhig, aber nicht starr; ihre in den hellsten Farben glänzenden Gewänder und Mäntel fallen in wirklich großem Styl weit und faltenreich um sie her, die trefflich gemalten Köpfe sind karakteristisch und edel. Ein unaussprechlich frommer

Sinn, ein heiliger Gottesfrieden spricht aus ihren Zügen, es weht ein so beruhigender stiller Geist über diese beiden Tafeln, daß man nicht müde wird, sie anzuschauen.

Die heilige Veronika macht den Beschluß dieser byzantinisch-niederrheinischen Reihe von Gemälden, als das vortrefflichste, obgleich es vielleicht älter ist, als die andern; denn darüber läßt sich nichts bestimmen. Leben und Namen der Künstler, welche alle diese Bilder malten, verhüllt das Dunkel der Vergangenheit, und obgleich die Tradizion einiges bewahrte, so hat man hierüber dennoch keine Gewißheit.

Dies Gemälde, welches die heilige Veronika darstellt, wie sie den Abdruck vom Gesichte des Erlösers ausgebreitet vor sich hält, ist genau, wie Göthe es beschreibt, auf Goldgrund gemalt. Weich und zart wie eine junge Rose, leuchtend in unbeschreiblicher Anmuth und Jugend, strahlt das Köpfchen der kaum zur Jungfrau herangeblühten Heiligen über dem furchtbaren Tuch hervor, welches ihre zarten Händchen gar zierlich halten. Die kleinen singenden

Engelchen mit ihren schönen Flügeln, deren drei in jeder Ecke unten zusammen sitzen, sind so hold und lieblich, wie die Heilige selbst. Im furchtbarsten Kontrast mit aller dieser Anmuth steht das kolossale dunkelbraune Bild des Erlösers auf dem von der heiligen Veronika emporgehaltnen Tuche. Die Züge des Gesichts, besonders die Augen und Augenbraunen sind wundersam in die Länge gezogen, die schwarzen Haare hängen wie eine ägyptische Haube zu beiden Seiten herunter, und der Anblick der entsetzlichen Dornenkrone mit den daran hängenden Blutstropfen verwundet aufs schmerzlichste. Eine mit braunen Farben in den Goldgrund gemalte blumenartige Verzierung bildet ein Kreuz, welches über dem Scheitel, zu beiden Seiten des Kopfs und unten an dem höchst sorgfältig ausgeführten Bart hervorragt. Fremd und wunderbar wie ein Traumgebild starrte dies Antlitz mich an, so daß ich beim ersten Blick darauf schaudernd zurückfuhr; aber bei näherer Betrachtung vergaß ich alles darüber, selbst die schöne Heilige und die lieblichen Engel. Aus den edlen Zügen, die immer weniger verzerrt erscheinen, je länger man sie

betrachtet, leuchtete wahrhaft göttliches Dulden im tiefsten Leiden mir entgegen und erfüllte mich mit einem Gefühl von Andacht und Rührung, für welche ich keine Worte habe.

Je länger ich vor dem Bilde stand, je mehr ward ich überzeugt, daß es sehr nachgedunkelt haben muß, und ursprünglich weit heller war. Ein leichter röthlicher Hauch wird bei genauer Betrachtung auf den dunkeln Wangen noch sichtbar, auch auf dem im Ausdrucke des höchsten Schmerzes immer noch edlen Munde, und die Blutstropfen über der Stirn leuchten wie dunkle Rubinen. Es geht mir beim Schreiben von diesem Gemälde wie beim Anschauen desselben, ich kann nicht davon scheiden.

Ein paar kleine Gemälde, welche beide die Verkündigung darstellen, führe ich nur als Beweise der Absurdität an, zu welcher die Kunst sich damals bequemen mußte, und zu welcher sie wahrscheinlich jetzt wieder durch die Bemühungen unsrer neuesten Künstler herabsinkt. Starr und steif kniet die heilige Jungfrau vor ihrem Betstuhl, während der auf einem Lichtstrahl in Gestalt einer Taube zum Fenster herein

flatternde heilige Geist ihm mit seinem Schnabel ein Loch in den Kopf zu picken bemüht ist; ein ganz winzig kleiner Christus mit dem Kreuze fährt auf dem nämlichen Lichtstrahl dicht hinter ihm drein. Dem zweiten, diesem vollkommen ähnlichen Bilde fehlt nur der Christus, und die Taube fliegt dem Ohr der heiligen Jungfrau zu.

Jetzt komme ich zu dem Riesenschritt, mit welchem zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Johann van Eyk plötzlich hervortrat, und der um so größer erscheint, wenn man bedenkt, daß wahrscheinlich die oben erwähnten Gemälde der Verkündigung vielleicht nur funfzig Jahre vor seiner Zeit gemalt wurden. Von der Natur mit hohem Geist, mit Talent, Künstlersinn und Eifer ausgestattet, war er es müde, sich von dem Goldgrunde ewig beschränken zu lassen. Vielleicht sann er lange darüber nach, wie dieser beengenden Fessel zu entgehen sey, und ein einziger begeisternder Moment gab ihm den muthigen Gedanken ein, die goldne Scheidewand zu durchbrechen, welche ihn und seine Gestaltungen von dem

Reiche der Natur abschnitt. Mit diesem einzigen Schritt war nun aber auch alles gethan; Luft und Wasser, das ganze Pflanzenreich, Berge, Städte, ferne Gegenden, zu denen das Auge kaum reicht, alles, was unsre schöne Erde schmückt, hatte Johann van Eyk nun für das Gebiet der Kunst gewonnen, und sein schöpferischer Genius benutzte diese neu erworbne Welt, wie er wollte und mußte. Seine im freien Raum sich nun bewegenden Gestalten rissen sich von der todten steinernen Form los und gewannen Leben und Wärme. Große technische Fertigkeit, der Vorzug seiner Zeit, war ihm eigen; die prächtigsten Farben standen ihm zu Gebot, und so schritt er mächtig vorwärts auf der einmal gebrochnen Bahn, ein Vorbild für Viele, die ihm mit nicht minderem Gelingen nachfolgten, und deren Werke diese Sammlung ebenfalls aufbewahrt.

Ich sah zuerst die drei, eine Reihefolge ausmachenden Gemälde von Johann van Eyk, deren Göthe in seinem ersten Heft ausführlich gedenkt. Sie bestehen bekanntlich aus einem Mittelbilde mit zwei Flügelbildern, und schmückten wahrscheinlich einst

einen der heiligen Jungfrau geweihten Altar. Das erste Seitenbild, die Verkündigung, führt uns in das Heiligthum der Jungfräulichkeit. Man glaubt wirklich in das stille, zierlich gehaltene Zimmer zu blicken, in welchem die künftige Mutter des Erlösers ihre Blüthenzeit lebte. Alles darin hat ein häusliches und wohnliches Ansehen; die rothen Vorhänge des im Hintergrunde stehenden Bettes sind mit zierlicher Sorgfalt aufgebunden, seitwärts am Bette sieht man das noch etwas eingedrückte, roth sammtne Kissen des Stuhls, von dem Maria aufstand, um zu beten. Das durch ein seitwärts angebrachtes hohes Fenster hereinfallende Licht beleuchtet die Gestalten des Engels und der Jungfrau auf die allernatürlichste Weise. Im weißen, lang herabfließenden priesterlichen Gewande, leicht über den Fußboden hinschwebend, eine Lilie in der Hand, steht der begrüßende Engel in holder Jünglingsgestalt vor dem kaum der Kindheit entblühten jugendlichen Mädchen, das, am Betstuhl kniend, in demuthvoller Ergebung ihn anhört. Der Geist jener Zeit vergönnte dem Maler noch nicht, den gewöhnlichen,

sichtbar aus dem Munde des göttlichen Boten hervorgehenden Gruß ganz wegzulassen. Leicht angedeutet schrieb er ihn daher auf den dunkeln Grund in flüchtigen Zügen, die in geringer Entfernung zum Lichtstrahl werden, und mit der Lilie, die Gabriel in der Hand trägt, ein kaum sichtbares Kreuz bilden. Reiner und unschuldiger kann nichts gedacht werden, als die holde liebliche Maria auf diesem Gemälde. Sie erinnerte mich an die Sage, daß Engel mit schlummernden Kindern spielen, wenn diese lächeln; es ist, als ob sie in dem Engel einen der schönen Gespielen ihrer Kindheit wieder erkenne, so furchtlos ist ihr Erstaunen, so zutrauensvoll ihre Demuth.

Auf dieses Seitenbild folgt das mittlere größere Gemälde, welches die Anbetung der drei morgenländischen Könige darstellt. Unter dem Dache einer ringsum offenen verfallenen Kapelle, zur Seite eines hohen Prachtgebäudes, sitzt die heilige Jungfrau, ihr göttliches Kind auf dem Schooß. Von der andern Seite öffnet sich die breite Straße einer schönen volkreichen Stadt; der Hintergrund verliert sich in eine weite reiche Gegend, durch welche noch ein Theil

des Gefolges der Könige herbeizieht. Zwei Könige, ehrwürdige greise Gestalten in weiten orientalischen Prachtgewändern, reichen der in Demuth und Freude verlornen jungfräulichen Mutter und ihrem göttlichen Kinde die mit Juwelen reich geschmückten glänzenden Geschenke. Hinter Maria, etwas zur Seite, steht Joseph, ihr schützender Freund, mit einem höchst ädlen bleichen Gesichte und dem Ausdrucke stillahnender Wehmuth. Der eine der Könige kniet, in heiliger Andacht verloren. Der zweite, mit gebogenem Knie, ist im Begriff, neben seinem Freunde hinzusinken und anzubeten. Der dritte jüngere Maurenkönig, in kurzer sarazenischer Tracht, steht stolz, fast trotzend da, etwas seitwärts gewendet, im inneren Kampf mit sich selbst, halb verwundert und beleidigt über die Aermlichkeit des Ziels, zu welchem der Stern ihn leitete, und doch ergriffen von einer Ahnung der ihm nahen Gottheit in dieser niedern Gestalt. Die eine Hand ruht an dem sonderbar gebogenen reichen Säbel, die andere erhebt sich unwillkührlich zu der turban-ähnlichen Bedeckung des Hauptes. Aus der ganzen ädlen Stellung der Heldengestalt sieht man,

daß dennoch der nächste Moment auch ihn zu den Füßen des göttlichen Kindes niederbeugen wird. Dieser Maurenkönig, den van Eyk nicht zu einem schwarzen Mohrenkönig machte, ist ein treues Porträt Karls des Kühnen, so wie der schon kniende König die sprechendste Aehnlichkeit mit den Bildnissen Philipp des Guten trägt. Wahrscheinlich ist auch der dritte das Porträt eines Fürsten jener Zeit. Zur Seite und hinter den Königen bilden ihre Begleiter mehrere schöne geistreiche Gruppen. Einige nehmen hocherstaunt Theil an der Verehrung, welche ihre Gebieter dem Kinde bezeigen, Andre drücken nur Neugierde aus, noch Andre starren wie bewußtlos hervor. Alle haben ein durchaus fremdes Ansehen, ächt orientalische Physiognomie, und sind nach der Sitte ihres Landes in reiche Gewänder gekleidet. Diese Kleidungen, so wie die wunderlich geformten Säbel, Spornen, Turbans und Fußbekleidung malte Johann van Eyk alle nach der Natur. Am Hofe Philipp des Guten, wo er längere Zeit im Dienste dieses prachtliebenden frommen Fürsten lebte, hatte er Gelegenheit, die Trachten und Gesichtszüge der

morgenländischen Völker zu studiren, denn Philipp versammelte aus allen ihren Stämmen Diener um sich, die, nachdem sie getauft waren, ihre eigenthümliche Tracht beibehalten mußten, um den Glanz seines Hofes zu erhöhen. Die Eigner der Sammlung erzählten mir, daß sie einigen asiatischen Kriegern, welche während des letzten Feldzuges nach Heidelberg kamen, den Zutritt erlaubt hatten. Diese drückten beim Anblick des Gemäldes laute Freude aus, sprachen heftig unter sich und wiesen dabei bald auf diesen, bald auf jenen Theil desselben mit unverkennbarem Beifall. Boisserée glaubte, daß die Schönheit des Bildes sie so entzückte, aber der Dolmetscher erklärte es ihm anders. Die von den fernsten Gränzen des asiatisch-russischen Reichs hergezogenen Fremden erkannten Sitte und Tracht ihres Landes wieder, wie sie dort noch heut zu Tage üblich sind; denn im Orient hat die Mode wenig Gewalt, und alles ist noch, wie es vor vier hundert Jahren zu van Eyks Zeiten war. Daß aber diese an den Anblick solcher Kunstwerke durchaus nicht gewöhnten halben Barbaren die Wahrheit des Gemäldes so an-

erkannten, ist ein erfreuliches Zeugniß für die Natur der Darstellungen unsers Künstlers und ihrer pünktlichen Treue im Größten wie im Kleinsten.

Das dritte Gemälde in dieser Reihefolge ist die Darstellung des Christuskindes im Tempel. Das durch die gefärbten Scheiben eines großen prächtigen Fensters hereinbrechende Licht erleuchtet die Tempelhalle, in welcher die heilige Handlung vor sich geht. Eine wunderliche, fast tatarische Gestalt lauscht im Hintergrunde an der geöffneten Thür, durch welche man hinaus in die Stadt blickt. Der ehrwürdige, von Freude begeisterte Simeon empfängt das Kind aus den Händen seiner Mutter, deren frühere Lieblichkeit jetzt im erhabnen Gefühl dieser Würde einen unaussprechlich ädlen Karakter angenommen hat. Fast matronenartig in weite Schleier gehüllt, steht sie neben dem heiligen Joseph, und ganz im Vorgrunde neben ihr ein liebliches Mädchen, das, noch naiv-unbefangen, in das Leben hinein schaut, unbekannt mit dessen ernsterem Sinn, der schon weit schwerer auf der jungen Mutter lastet. Das um Leib und Arme eng anschließende grüne Gewand, welches, von

der Hüfte an, die schlanke schöne Gestalt in weiten reichen Falten umfließt, scheint die Tracht ädler Frauen zu van Eyks Zeiten gewesen zu seyn; so auch der um das Haupt zierlich gewundene Schleier, der nebst den langen schön geflochtnen blonden Haaren den Rücken hinab rollt. Mir ist es wahrscheinlich, daß die ganze höchst reizende Gestalt das treue Porträt einer damals Lebenden ist. Ohne sonderliche Theilnahme steht sie, fast kindlich neugierig um sich blickend, neben ihrer hohen Gefährtin. Die ganze einfache Komposizion dieses Bildes ist unbeschreiblich anziehend. Je länger man es anschaut, je erhabner und erfreulicher erscheint es.

Auf einer einzelnen Tafel führte Johann van Eyk den freundlichen Gedanken aus, seinen Bruder Hubert van Eyk als heiligen Lukas darzustellen, wie er das Bild der heiligen Jungfrau malt. Hubert war ebenfalls ein Maler von ausgezeichnetem Verdienst, und beide Brüder arbeiteten an mehreren Bildern in Gemeinschaft. Zu diesen gehört wahrscheinlich auch das berühmte jüngste Gericht in Danzig. Aber ein dem Hubert van Eyk angebornes heftiges Wesen ver-

hinderte ihn, zu der hohen Klarheit und Milde seines Bruders zu gelangen, und beide gingen zuletzt jeder seine eigne Bahn für sich. Johann malte den Hubert auf diesem Gemälde in halb kniender Stellung, ein schönes violettes Gewand umfließt ihn in breiten reichen Falten, er hält die Tafel, auf welcher er zeichnet; ihm gegenüber in dem großen kapellenartig verzierten Zimmer sitzt die heilige Mutter, reich geschmückt, das Kind am Busen; ihr schönes Antlitz strahlt von milder Hoheit und Majestät.

Alles auf diesen vier Gemälden ist Porträt, das kleinste wie das größte, das lebendige wie das leblose, genau wie die Wirklichkeit selbst. Von der Ausführung kann ich nur wiederholen, was Göthe davon sagt. „Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten „zerbröckelten Ruingestein, von den Grashalmen, „die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis „zu den goldenen juwelenreichen Bechergeschenken, „vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe bis zur „Ferne, alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt, „und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs „Vergrößerungsglas gewönne.“ Auf keinem sah

ich eine Spur von wirklichem Golde in den Stickereien und sonstigen Verzierungen.

Neben diesen Meisterwerken van Eyks zeigt ein kleines Gemälde von Wohlgemuth auf eine betrübende Weise, wie leicht auch talentvolle Künstler, selbst bei den besten Vorbildern, auf Abwege gerathen, wenn ihrem Geiste die Freiheit mangelt, das ächte Schöne zu erkennen und sich von lange gewohnten Vorurtheilen loszureißen. Dieser Wohlgemuth war van Eyks Schüler, aber ihm fehlte die Kraft, die von seinem Meister geöffnete Bahn zu verfolgen. Er kehrte wieder zum Goldgrunde zurück, zum Mystizismus und den steifen hergebrachten Formen der byzantinischen Zeit, führte aber übrigens seine Gemälde mit möglichst zarter Sorgfalt aus. Auf diesem Bilde ist die heilige Jungfrau als Himmelskönigin abgebildet, das Kind im Arm. Ein faltenreicher Mantel breitet sich von ihren Schultern wie ein vorn offnes Zelt aus, in dessen Mitte sie steht; ihr zu beiden Seiten, kaum ein Drittel so groß als sie selbst, hocken unter dem Mantel alle Könige und Fürsten der Welt mit Kronen und Sceptern, in der

allerängstlichsten Stellung, wie ein Nest junger Hühner. Eine Darstellung, die gewiß den höchsten Beifall unsrer neuen mystischen Kunstjünger erhalten muß; auch giebt es deren mehrere, die den Meister Wohlgemuth weit über van Eyk erheben und preisen.

Hemmling folgt jetzt in der Künstlerreihe. Er, der wie van Eyk nur die Natur zum Vorbild nahm, und sich auch alle dessen übrige Vorzüge der Farbengebung und der Ausführung zu eigen machte, doch ohne deshalb in die Sklaverei der Nachahmung zu verfallen. Von ihm befindet sich ein kleineres Altargemälde in der Sammlung, welches ebenfalls aus zwei Seitengemälden neben einem Mittelbilde besteht. Die Figuren sind auf diesem etwa eine Elle hoch; doch hat er auch größere gemalt. Kein Miniaturbild, kein berühmtes Kabinetstück der niederländischen Schule kann zarter und sorgfältiger vollendet seyn, als diese herrlichen Bilder bei aller möglichen Kraft und Farbenpracht es sind. Sie haben alle drei zusammen eine symbolisch-allegorische Tendenz, welche die

Eigner mir erklärten; doch verlieren sie sich deshalb nicht in mystisches Dunkel. Denn, selbst wenn man diese Erklärung wegnimmt, besteht jedes für sich, als ein allgemein verständliches Ganze, obgleich sie vereint durch den geheimen Sinn, den der Künstler hineinlegte, ein höheres Interesse erregen.

Die katholische Kirche nimmt drei Stufen zur Erlangung des Glaubens an, welche sie die drei Taufen der Sehnsucht, des Wassers und des Lichts nennt. Diese drei Taufen stellte der Künstler auf diesem Altarbilde symbolisch dar, und zwar die erste, die Taufe der Sehnsucht, auf dem mittlern Bilde, in denen aus dem Morgenlande zur Anbetung des neugebornen Heilandes herbeieilenden Königen. Bei aller seiner Vortrefflichkeit zog dieses Bild mich dennoch weniger an, als die dazu gehörigen Seitengemälde, vielleicht weil van Eyks Behandlung des nämlichen Gegenstandes mir noch zu sehr vorschwebte. Einen desto größern erfreulichern Eindruck aber macht das erste der Flügelbilder, die Taufe des Wassers.

Johannes der Täufer, eine ädle, leicht mit Fellen bekleidete Gestalt, steht, ernst vorwärts blickend,

in der Wüste, am Rande eines hell und klar rieselnden Felsenbachs. Zu seinen Füßen spielt das bedeutungsvolle schneeweiße Lamm unter den schimmernden Blumen und saftigen Wasserpflanzen, welche zu beiden Seiten des Baches üppig grünen und blühen. Die kleinen Wellen des Wassers sind so klar, daß man die darin spielenden Fischchen und die Kiesel des Grundes erblickt. Ueberhaupt ist die Ausführung dieses Gemäldes von der höchsten Vortrefflichkeit; man glaubt das Wasserrieseln zu hören, und jede Pflanze hat ihren, der Natur getreuen Karakter. Der Kopf des Johannes, so wie die ganze Gestalt, sind vom ädelsten Ausdruck. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, noch fehlt ihr hellstrahlendes Licht, aber die ganze, reichblühende Gegend schwimmt im rosigen Schimmer einer herrlichen Morgenröthe, die den schönsten heitersten Tag verspricht. So ist alles symbolisch in diesem Bilde. Mit großer Freude entdeckte ich selbst eine kleine artige Allegorie, die bis dahin nicht bemerkt worden war. In vielen Gegenden, auch in der um Danzig, meiner Vaterstadt, glaubt man, eine Eidechse käme immer vor der dicht hinter-

ihr her eilenden Schlange, um den Menschen durch ihr Geräusch aufmerksam zu machen. Nun bemerkte ich im klaren Wasser dicht am Ufer eine Eidechse und hinter ihr eine schöne kleine Schlange; wenn man nun von den schädlichen Eigenschaften der Schlange abstrahirend bedenkt, daß Christus im alten Testament durch die erhöhte eherne Schlange vorgebildet ward, deren Anblick die Sterbenden gesund machte, und daß Johannes sein Verkünder war, so erscheint diese ganz natürlich herbeigeführte Allegorie so sinnreich bedeutend, als irgend eine des Alterthums.

Das dritte Gemälde, meinem Gefühl nach das schönste von allen, ist die Taufe des Lichts. Sanct Christophorus, der mächtige Riese, trägt den Heiland der Welt in Gestalt eines dreijährigen Kindes durch wild wogende Wellen und erliegt beinahe der ungewöhnlich schweren Last. Das klare Bächlein des vorigen Bildes ist hier zu einem breiten reißenden Strom geworden, der aus dem Hintergrunde zwischen hohen Felsenufern dahinströmt und den größten Theil des Raums ausfüllt. Fast mitten in den schäumenden Wogen schreitet mit aufgeschürztem Gewande

der heilige Christophorus mühsam fort. Gelehnt auf einen mächtigen Stab, blickt er nach dem wundersamen Kinde, welches er auf der Schulter trägt. Er ist ein wirklicher Riese, mächtig und stark, kein aufgedunsnes übertriebnes Wolkenbild, wie wir sie jetzt so oft abgebildet sehen müssen; es ist deutlich, daß keine natürliche Last diesen kräftigen Sehnen und Muskeln zu schwer werden kann. Das Kind ist wunderschön, in hohem göttlichen Ernst bei allem Reiz der Kindlichkeit, mit aufgehobner Rechte gen Himmel zeigend, spricht es in diesem Augenblick die ernsten Worte: „Du trägst den Herrn der Welt.“ Oben auf dem hohen Felsenufer steht eine Einsiedelei; der sie bewohnende Eremit vernahm das Geräusch auf dem Wasser und eilte hinaus mit seinem Lämpchen, um den Wanderern zu leuchten. Ueber die Felsenwand gebogen, steht er, das schwache Licht hinaus haltend; aber im nämlichen Moment steigt hellstrahlend die Sonne in siegender Pracht aus den Wogen, die ganze Welt zu erleuchten, und niemand bedarf weiter das künstliche, vor dem mächtigern Scheine erbleichende Licht des noch in der Dämmerung Wohnenden.

Mit großer aber gerechter Vorliebe der Eigner ward mir noch ein Altargemälde von Hemmling gezeigt; sie verglichen es dem Niebelungen-Lied, und wahrlich, es ist ein episches Gedicht, welches beinahe das ganze neue Testament umfaßt. Zuerst sahen wir dies wunderbar-große Gemälde nur theilweise, um jede der vielen einzelnen Gruppen zu fassen, die es enthält. Es ist eine wirkliche Gallerie kleiner biblischen Darstellungen, eine wahre Fundgrube für Maler, um Ideen zu großen historischen Gemälden daraus zu schöpfen, und doch fand ich es durchaus nicht verworren, als es ganz enthüllt vor mir stand. Die Mitte des Vorgrundes nimmt die Anbetung der Könige aus dem Morgenlande ein. Aus der fernsten Ferne sieht man sie, jeden von einem andern hohen Berge mit seinem Gefolge herbei ziehn, um dem einzigen Stern zu folgen, der allen leuchtet. In der Mitte der Landschaft treffen alle drei Könige zusammen und setzen vereint die Reise fort; Einige vom Gefolge schwimmen in Schiffen auf Strömen herbei. Das Auge kann ihrem ganzen Wege folgen bis zu der verfallnen Hütte, welche den Heiland der

Welt umschließt. Den übrigen Raum der Landschaft zu beiden Seiten erfüllen Geschichten aus dem Leben Christi, sein Tod, seine Auferstehung, seine Verklärung, seine Himmelfahrt und viele seiner Wunder. Ungemein lieblich ist eine kleine Gruppe von Hirten, denen Engel auf freiem Felde das Heil der Welt verkünden. Auch mehrere Legenden sind dargestellt, zum Beispiel der Tod der Maria. Das ganze Gemälde besteht aus mehreren hundert Figuren, größere und ganz kleine entferntere, alle im vollkommensten Verhältniß und trefflich gruppirt. Daß viele Personen in verschiedenen Situazionen mehrere Male auf diesem Bilde erscheinen, war zu jener Zeit nichts ungewöhnliches, man findet dies ja auch auf vielen Basreliefs der Alten; aber daß alle diese verschiedenen, höchst lebendig gemalten Gruppen weder bunt noch verworren erscheinen, sondern ein harmonisches Ganze bilden, ist etwas, das man sehen muß, um es zu glauben. Die ebenfalls sehr vorzüglichen Seitengemälde dieser erstaunenswerth=großen Komposizion stellen Geschichten aus dem alten Testament vor, das Sammeln des in der Wüste vom

Himmel regnenden Manna, und Abraham, wie er dem König Melchisedeck Wein und Brod entgegen bringt.

Schoreel, der nächstfolgende treffliche Meister, welchen ich hier kennen lernte, lebte später, als van Eyk und Hemmling. Sein Fleiß, seine Farbenpracht, der Geist, der in seinen Werken athmet, machen ihn würdig, neben van Eyk gestellt zu werden, mit dem er überhaupt große Aehnlichkeit im Kolorit und der Ausführung hat, was wohl nicht anders seyn kann, da beide einzig der Natur nachzuahmen strebten.

Ich sah *nur* ein großes, aus drei Gemälden bestehendes Altarbild von ihm; aber dieses genügt, um ihn als einen der größten Meister der niederrheinischen Schule anzuerkennen. Das Hauptgemälde stellt den Tod der heiligen Jungfrau vor, und nie sah ich den Furchtbaren so ganz seiner Schrecken beraubt, und doch so heilig, so rührend fromm dargestellt. Mitten in einem heitern Zimmer steht das schön drappirte Bette, auf welchem die Heilige entschlummerte, mit dem Fußende gegen den Anschauenden gewendet.

Das schöne Gesicht der Todten gleicht einer weißen Rose, die ein ätherisch röthlicher Hauch kaum sichtbar färbt; ein leises seliges Lächeln schwebt über die noch im Tode frischblühenden Lippen des schönen Mundes, die gewölbten Augenlieder sind wie vor Wonne über das blendende Licht des Paradieses geschlossen. Das Zimmer ist festlich geschmückt, im Hintergrunde links steht ein Altar mit den Bildnissen Moses und Aarons, rechts blickt man durch eine offne Thür hinaus ins Freie. Es ist durchaus nichts ängstliches, nichts beengendes in diesem Sterbezimmer. Ehrfurchtsvolles Schweigen herrscht unter den versammelten trauernden Aposteln, Hoffnung erhebt ihren Schmerz zu seliger Wehmuth. Zwei Gestalten beten still im Fenster, die übrigen stehen theilnehmend in mannigfaltigen Gruppen dem Bette näher. Petrus, am Hauptende, zur Rechten desselben, hält die geweihte Kerze und scheint eben tröstliche Worte zu den übrigen gesprochen zu haben; Johannes ist in Wehmuth versunken. Der Ausdruck des tiefen Schmerzes, der innigsten Theilnahme ist in allen diesen Köpfen auf das verschiedenste dargestellt, so wie der Karakter ei-

nes jeden es heischt. Am Fuße des Bettes schwingt ein Diener das Weihrauchfaß. Eine andere Gestalt in langen Gewändern schreitet durch das Zimmer, etwas in den Händen tragend; die Jünger winken ihr Stille zu, alles deutet auf ehrfurchtsvolle heilige Stille, die selbst dem Schmerz keine laute Klage erlaubt.

In der Anordnung dieses Gemäldes bemerkte ich viel Aehnlichkeit mit einer kleinen Gruppe auf dem großen epischen Gemälde Hemmlings, die den nämlichen Gegenstand darstellt. Zwar glaube ich nicht, daß Schoreel diese benutzte, vielleicht kannte er jenes Bild gar nicht; aber ich sah in dieser Aehnlichkeit doch Bestätigung des Gedankens, daß jenes große Gemälde neuern Malern Stoff zu sehr erfreulichen Kompositionen geben könnte.

Nicht minder vortrefflich sind die beiden zu diesem Hauptgemälde gehörenden Flügelbilder. Nach der Gewohnheit jener Zeit stellen sie die Bildnisse der Stifter dieses Altargemäldes vor, das eine die Frauen, das andre die Männer. Jeden derselben begleitet sein Schutzheiliger; die Wappen der ädlen Geschlech-

ter, aus welchen die Ritter und Frauen stammen, sind seitwärts im Vorgrunde angebracht. Unbeschreiblich geistreich und schön wußte der Künstler den Unterschied zwischen den noch im Staube Wandelnden und den seligen Bewohnern des Himmels zu bezeichnen, obgleich diese auch in irdischem Schmuck reich gekleidet erschienen. Die Sterblichen knien, in Demuth versunken; die Heiligen stehen hinter ihnen, jeder mit dem Attribut, das ihn als Märtyrer bezeichnet; über irdischen Schmerz und irdische Freude erhaben, blicken sie wohlwollend-heiter auf ihre Schützlinge herab. Wie wahre Kunst einen an sich abschreckenden Gegenstand schonend behandeln kann, zeigt der hinter einem Ritter stehende heilige Dionysius mit halbabgehauenem Schädel. Im Paradiese heilen alle Wunden, daher ist auch an dieser keine Spur von Blut zu schauen, und der Heiligenschein, welcher das so wunderbar verkürzte Haupt umgiebt, ist so mit dem heitern Hintergrunde verschmolzen, daß alles Widerliche, sogar fast alles Auffallende des Anblicks schwindet. Die reizendste Heilige, die es geben kann, ist die heilige Christina auf

diesem Bilde. Sie steht in reichem Schmuck, über ihr Attribut den Mühlstein etwas vorgebeugt, hinter einer der knienden Frauen. Es ist eine über alle Beschreibung liebliche Gestalt, der die gar zierliche altdeutsche Schneppenhaube höchst angenehm zu dem freundlichen wunderschönen Gesichtchen steht. Hier könnten unsre jungen Künstler lernen, wie sie ihre altdeutschen Ritter und Frauen zu kleiden haben.

Von der Schönheit der Farben, der Ausführung, der Natur, der Komposizion dieser drei Gemälde sage ich weiter nichts, ich müßte ja nur wieder abschreiben, was Göthe von van Eyk sagt. Ich war so glücklich, stundenlang vor ihnen verweilen zu können, und fühlte mich immer aufs neue zu ihrem Anblick gezogen.

Jetzt führe ich Sie zu Mabuse, welcher später Italien besuchte. Von ihm sah ich eine Kreuzigung, die er vor dieser Reise malte. Weniger heilig und still, als seine großen Vorgänger, mehr seiner Natur nach dem beweglichern Süden sich nähernd, herrscht in seinem ganzen Bilde eine dramatisch-fortschrei-

tende Bewegung, die ihm großen Effekt giebt, doch immer treu der Natur und fern von jeder Uebertreibung bleibt. Der sterbende Erlöser hängt am Kreuz zwischen den beiden Schächern, deren ganz verschiedene Physiognomien und Haltung den zwischen beiden obwaltenden Unterschied aufs bestimmteste andeuten, ohne alle Verzerrung. Angeklammert am Fuße des Kreuzes, mit allen Zeichen des wildesten verzweifelnden Schmerzes kniet, halb aufgerichtet, Magdalena, und blickt zum Erlöser hinauf, fast zürnend dem Himmel, der dies Ungeheuere geschehen läßt. Seitwärts versinkt die weinende Mutter in lautlosen Jammer; Johannes und Maria Salome unterstützen, im eignen Schmerz fast vergehend, die Halbohnmächtige. Ergreifend ist der Kontrast der stillen Gottergebenheit der Mutter, die alles duldet, was er ihr auferlegt, mit den leidenschaftlichen Stürmen der weit jüngeren Magdalena, die im Drange des Weltlebens zu dieser frommen Fassung nicht gelangen konnte. Ausdruck, Gestalt und Drappirung dieser Gruppe sind nicht genug zu loben. Besonders schön ist das dunkelblaue Gewand der heiligen Magdalena und das der

Maria Salome, deren auffallender schöner Kopfputz dem der heiligen Christina ähnlich ist. Einen zweiten Kontrast bilden die um das Kreuz versammelten Pharisäer, Kriegsknechte und einige herrlich geschmückte Reiter auf stolzen Pferden. Einer von ihnen in dunkel rothem Gewande ist wahrscheinlich Ponzius Pilatus. Alles Gestalten voll Leben, Ausdruck und Natur, besonders in der Karakteristik der sehr verschiedenen Köpfe. In der Ferne sieht man viel Bewegung von hin und her Wandelnden vor den Mauern von Jerusalem.

Ein zweites kleineres Bild von Mabuse stellt die Jungfrau mit ihrem Kinde als Himmelskönigin dar. Er malte es, nachdem er in Italien gewesen war, und es hat allerdings etwas, das an Michael Angelos Werke erinnert. Dies Gemälde ist der Triumpf der Malerei, denn es ist unmöglich, etwas vollendeter-Ausgeführtes zu sehen, als diese Madonna und ihr weites, in großen Falten hinfließendes Gewand. Der hohe Ernst des Kindes ist wahrhaft göttlich.

Noch eines wunderlieblichen Bildes von einem unbekannten alten Meister der niederrheinischen Schu-

le muß ich erwähnen. Christus, Johannes, die beiden Jakobe und mehrere dem Erstern verwandte Kinder spielen mit Blumen, mit Tauben, mit einem Lämmchen zu den Füßen der heiligen Jungfrau, der heiligen Elisabeth und einiger andern frommen Frauen. Die Lieblichkeit des Ganzen und jeder einzelnen Gruppe, die Schönheit der Gewänder, des Ausdrucks der Kinderköpfchen erlaubt keine Beschreibung, nur das Christuskind ist etwas aufgedunsen und weniger befriedigend.

Und nun erscheint Albrecht Dürer am Ende dieser glänzenden Reihe vaterländischer Künstler, welche die Brüder Boisserée und ihr Freund Bertram mit unendlichem Kunsteifer, mit unbeschreiblicher Sorge und Mühe, mit großen Aufopferungen aller Art dem Staube der Vergangenheit entrissen und uns wiedergaben.

Eins von Albrecht Dürers gelungensten Werken, die Abnahme vom Kreuz, beurkundet hier sein großes Talent, den hohen Genius, der den zum ausgezeichneten Künstler Gebornen belebte; aber auch den Anfang des Verfalls der Kunst, die sich schon

zu seiner Zeit allmählich wieder von der Natur entfernte, ohne zum Ideal sich zu erheben.

Auf diesem Bilde ist die Abstufung und der Ausdruck des Schmerzes der Umstehenden und an der Handlung Theilnehmenden von ergreifender Wahrheit, höchst rührend die fromme Ergebung der tiefbetrübten Mutter. Gruppirung, Zeichnung, besonders die des todten Christus sind nicht genug zu loben, aber die Klarheit, die Heiterkeit, die Schönheit der Farben vermißte ich, mit einem Wort, den warmen Lebenshauch, der in van Eyks Werken athmet. Bei Albrecht Dürer mußte ich immer daran denken, daß ich vor einem trefflichen Gemälde stehe, bei van Eyk, bei Schoreel vergesse ich dies ganz. Ich sehe wirklich den Engel im stillen Zimmer der Jungfrau, stehe am Bette der todten Maria neben den Jüngern, sehe die Könige wirklich zu den Füßen der erhabenen Mutter. Ich denke nicht daran, daß dies gezeichnet und gemalt sey; kein scharfer dunkler Kontur erinnert mich daran, alles ist verschmolzen, ohne deshalb zu verschweben. Die scharfgezogenen schwarzen Federstriche Albrecht Dürers hingegen,

mit denen er seine Konture bezeichnet, und die andern nach ihm allmählich immer breiter und breiter geriethen, stehen zwar als Beweise seines trefflichen Zeichnens da, geben aber seinen Gemälden eine Härte und etwas Flaches, welches die früheren Maler nicht haben. Jene folgten der Natur, die keine solche Begränzungen kennt; dafür athmen ihre Werke auch in aller Frische des wirklichen Lebens.

Nach Albrecht Dürer sank die Kunst immer tiefer und tiefer; kein Maler erreichte mehr die Höhe, auf welcher er noch stand. Ich ehre des Lukas Kranach noch immer großes Verdienst und außerordentlichen Fleiß, auch bin ich fern davon, absprechend über ihn urtheilen zu wollen; aber dennoch möchte ich kein Bild von ihm neben einem van Eyk oder Schoreel sehen, weil es zur Karikatur herabsinken müßte.

Wohin es jetzt bei der neualtdeutschen mystischen Wendung mit uns kommen wird, ist schwer abzusehen, und ich mag nicht gern daran denken. Ich greife wieder dabei zu meinem oft bewährt gefundnen Trost, daß alles sinken muß, wenn es nicht mehr

steigen kann, und daher giebt mir die jetzt schon erreichte große Höhe des neuern Unsinns die schönsten Hoffnungen für seinen baldigen Fall. Mein inniger Wunsch dabei ist, daß diese in ihrer Art einzige Sammlung recht bald auf einen günstigen, allen Künstlern zugänglichen Standpunkt gestellt werden möge, damit die, so von ächtdeutschem Sinn und reiner Kunstliebe beseelt das Bessere suchen, hier den Weg sehen mögen, der unsre großen Vorfahren zu dieser Stufe von Vollkommenheit brachte.

Uebrigens sah ich noch mehrere Gemälde in dieser Sammlung, die ich mit Stillschweigen überging, um Ihnen nur vom Vorzüglichsten einen Begriff zu geben, und doch habe ich gewiß nicht den vierten Theil derer gesehen, aus welchen sie besteht. Die, welche ich Ihnen bezeichnete, sind freilich die Krone derselben, aber die Eigner besitzen deren noch viele, welche die Uebergänge und Abweichungen des Weges zeigen, den die Kunst am Niederrhein nahm, und so die ganze Geschichte derselben aufs Anschaulichste lehren. Theils aus Mangel an Raum, theils aus andern triftigen Gründen hat fast kein einziges dieser Ge-

mälde einen bestimmten Platz an der Wand, sie stehen an und über einander gelehnt, und werden jedesmal erst herbei gebracht, und auf einer Staffelei ins vortheilhafteste Licht gestellt, wenn sie gesehen werden sollen. Für die Besuchenden ist dies allerdings eine große Erhöhung des Genusses, denn man sieht jedes allein und kann es lange ungestört betrachten, aber für die Eigner eine sehr große zeitversplitternde Mühwaltung. Aus Kunstliebe, und um ihre wichtige Entdeckung allbekannt und gemeinnützig zu machen, opferten sich die Eigner vor einigen Jahren mit unermüdeter Gefälligkeit beinahe für Jeden auf, der Zutritt verlangte. Dadurch ward der Ruhm dieser Gemälde allgemein verbreitet, es ward Mode, sie zu sehen, und der Zudrang der Neugierigen so groß, daß es unmöglich wurde, diese allzugroße Liberalität länger beizubehalten. Seitdem wird nur wirklichen Kunstfreunden, die sich als solche legitimiren, oder von besondern Freunden Empfohlnen der Zutritt erlaubt. Aber nun sind die Reisenden verwöhnt und schelten die Eigner ungefällig, wenn sie abgewiesen werden, ohne zu bedenken, welch ein Opfer sie eigent-

lich von ihnen verlangen, oft nur, um sagen zu können: „Ich habe auch die Boisseréesche Gemäldesammlung gesehen, sie ist delizios.“

Denken Sie sich nun noch, lieber Freund, daß alle diese Gemälde vollkommen wohl erhalten sind, daß die mehresten im frischesten Farbenglanz strahlen, als kämen sie eben aus den Händen des Meisters, ein Glanz, der in den Gewändern und sonstigen Drappirungen sogar die Wirklichkeit weit übertrifft.

Daß ich hier zuerst vor van Eyks Gemälden geblendet dastand, und, in meinem Kunstglauben irre gemacht, nicht mehr wußte, woran ich war, ist mir wahrlich nicht zu verargen. Lassen Sie es mich wiederholen, daß ich hier Kunstwerke vor mir sah, die ganz von dem abweichen, was ich sonst als das Höchste anerkannte. Nirgend eine Spur der Antike, nichts idealisirtes, alles Porträt, treue Kopie der Natur, im Belebten und Leblosen, und doch alles ädel und schön, wie die Natur es immer ist, wenn man sie ungestört ihren großen Gang gehen läßt, und keine

lokale Nebenumstände sich einzwängen. Bei der höchsten Farbenpracht erblickte ich nirgend geschmacklose Buntheit, überall sah ich bloßes Hinarbeiten auf Effekt von weitem vermieden, jeden Theil dieser Gemälde durfte ich durch ein Vergrößerungsglas betrachten, ohne daß er dabei verlor, und dennoch fand ich nirgend eine Spur von steifer ängstlicher Mühseligkeit.

Endlich fühlte ich mit vaterländischem Stolz, daß auch wir eine eigenthümlich deutsche Kunst, eine Schule haben, wie die Italiener die ihrige. Keine darf über die andere sich erheben, denn sie sind völlig von einander verschieden, aber beide dürfen sich neben einander stellen, und keine bleibt Sieger, weil beide nicht mit einander verglichen werden dürfen. Ich bin überzeugt, daß Raphael, hätte er Johann van Eyk kennen können, ihn als Bruder begrüßt und anerkannt haben würde, denn bei aller Verschiedenheit des Weges gelangten beide zum Wahren und Schönen. Beide erhoben die Kunst von einer niederen Stufe zu der höchsten Höhe, welche sie bis jetzt erreichte, jeder auf seine Weise. Wer jemals

ein Gemälde Raphaels neben einem von seinem Lehrer Pietro Perugino erblickte, muß den mächtigen Genius bewundern, der den Schüler so hoch über den Meister erhob; wer aber die Bilder betrachtet, welche kurz vor van Eyk gemalt wurden, und sie mit den seinigen vergleicht, der fühlt sich fast bewogen, an Wunder zu glauben, die das Unmöglichscheinende bewirken; so ungeheuer ist der Abstand.

Die Italiener streben zum Idealen und mußten es, denn selbst die Natur nähert sich ihnen in diesem vor allen begünstigten Lande. Dabei ist die Vortrefflichkeit der sie umgebenden Antike so strahlend, daß jeder Künstler, von ihr ergriffen, den Wunsch fühlt, Aehnliches zu bilden. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß die Antike auf das Wesen mancher Meister unvortheilhaft wirkte, weil sie sich nicht an den Geist, nur an die Form halten, nur nachbilden, wo sie nachstreben sollten. Dann ergreifen sie das Fantastische statt das Erhabene, ihr Ideal verunglückt und wird zum Zerrbild.

Van Eyk und die Meister, so zu ihm gehören, waren zu weit von der Antike entfernt, als daß sie

ihnen vor Augen gekommen wäre, ihr Vorbild ward also die Natur, und nach dem großen Siege über die byzantinischen Fesseln folgten sie ihr treulich. Manche Tradizion von denen in Italien aufgefundenen Wundern früherer Zeit, die, bei allem übrigen Verderben, aus der Antike in die byzantinische Schule übergegangene Großheit und Einfachheit der Formen, und ihr eigner Genius bewahrten sie vor dem Gemeinen wie vor der Karikatur. So bildeten sie fleißig, liebend und wahr nur das Schönste nach, was sie umgab. Der ihnen als Niederländern angeborne Farbensinn lehrte sie Farben suchen und finden, die keine italienische Schule kennt. Ihr stilles häusliches Leben in dem, Eifer und Fleiß begünstigenden, nördlicheren Klima beförderte ihr rascheres Fortstreben auf der einmal, durch van Eyk muthig gebrochenen Bahn, und die hohe, keine Mühe scheuende Vollendung ihrer Werke, und ihr Festhalten an die Natur drückte ihnen den Stempel der Originalität auf. Je befreundeter mir hier die deutsche Schule wird, je mehr ich ihren Werth erkenne, desto tieferes Mitleid fühle ich mit denen Künstlern unsrer Zeit, welche

sich einbilden, die ächt deutsche Kunst dadurch zu beleben, daß sie sich bemühen, alle die Schritte wieder rückwärts zu gehen, die van Eyk und seine Nachfolger vorwärts thaten, und mit unsäglichem Fleiß auf goldnem Grunde Gestalten zusammenpinseln, die wahrlich nicht nach Gottes Ebenbild geschaffen sind.

Möchten sie doch die Natur erkennen und an ihr halten, wenn sie die Antike als heidnisch verabscheuen, denn sie ist in unsern Tagen nicht minder groß und herrlich, als zu den Zeiten van Eyks. Dann würden bald die Teufelsfratzen, die nur eine fieberhafte Fantasie ersinnen kann, die langbeinigen dünnleibigen Ritter, die aufgedunsenen Riesengestalten und aller Unsinn mönchischer Legenden aus ihren Bildern verschwinden. Wahrhaft fromm würden sie die Werke Gottes nachzubilden suchen, und nicht mehr ihre fieberhaften Träume für tiefe Hieroglyphen ausgeben wollen, unter denen das Heiligste verborgen liegen soll, was den Menschen der Gottheit näher bringt.

Mainz, 19. Sept.

Ehegestern verließen wir endlich das mir so lieb gewordene Heidelberg und eilten fürs erste über Mannheim dem Rhein zu. Anfangs kamen wir durch ein höchst fruchtbares Land und drei der größten schönsten Dörfer, so ich jemals außer England und der Schweiz sah; näher an Mannheim aber gewann die Gegend ein gar trauriges Ansehen. Ueberall fanden wir Spuren der in diesem Frühling fast ganz Deutschland verheerenden Ueberschwemmungen; Felder und Wiesen standen zu beiden Seiten des Weges noch tief unter Wasser, und in der Ferne glaubte ich überall große Landseen zu erblicken. Die in Verwesung übergehenden Pflanzen, die neuentstandenen, jetzt allmählich austrocknenden Moräste verpesteten die Luft, so, daß ich froh war, auf dem vortrefflichen Wege diesem Greuel der Verwüstung schnell vorüber eilen zu können.

Auch durch Mannheim flog ich diesmal nur hindurch, über die lange schwankende Schiffsbrücke hin, die dicht hinter der Stadt über den sehr breiten Rhein führt. Bald gelangten wir an das artige Städtchen

Frankenthal, dem Kanal vorbei, der diesen Ort mit dem Rheine verbindet. Der allmählich in Verfall gerathene Handel und das mit ihm sinkende Fabrikwesen dieser Stadt hat auch die Vernachlässigung dieses Kanals nach sich gezogen. Doch sieht Frankenthal mit seinen breiten Straßen und den schönen, ziemlich gleichförmig erbauten Häusern noch immer recht heiter und einladend aus. Es hat das Ansehen einer Koloniestadt, und war es auch als Zufluchtsort der aus Frankreich und Brabant vertriebenen Hugenotten. Diese brachten mancherlei Manufakturen, und durch diese Thätigkeit und Reichthum in den Ort, der jetzt nur noch mit Ueberresten seines ehemaligen Glanzes prangt. Zu Mittage langten wir in Worms an, ohne daß bis dahin die durchaus flache Gegend uns sonderliche Freude gewährt hätte. Einen großen Theil der Felder fanden wir ebenfalls noch unter Wasser, wie bei Mannheim, und alles hatte ein trauriges zerstörtes Ansehen.

Von außen sieht Worms mit seinen epheubewachsnen Thürmen, seinen zackigen alten Mauern recht ehrwürdig-alterthümlich aus, von innen öde und

menschenleer. Keine Spur von der Kaiserpracht mehr, die vor grauen Jahrhunderten hier geherrscht haben mag; noch weniger eine von dem im Niebelungenlied besungenen Rosengarten, außer dem Namen, welchen noch eine Insel im Rhein führt. Wir wollten wenigstens die berühmte Domkirche sehen, in der wir noch Ueberbleibsel alter Kunst zu finden hofften, aber nur mit Mühe trafen wir in den menschenleeren Straßen jemanden, der uns den Weg zu ihr bezeichnete. Zuletzt erhielten wir von der Frau Küsterin einen Knaben, der uns die Thür des feierlich-schönen Gebäudes zwar aufschloß, aber uns weiter über nichts Auskunft zu geben wußte, so, daß wir in unserm Gasthof wieder ankamen, ohne von diesem Besuch sonderlich erbaut zu seyn, und nun so schnell als möglich vorwärts eilten, um Mainz zu erreichen.

Bis Oppenheim verfolgte uns der traurige Anblick der Ueberschwemmungen und die durch sie verdorbene Luft längs den hier flachen, öden Ufern des Rheins. Ich dachte daran, daß ich nun wirklich in der Rheinebne sey, deren Anblick mich von

der Bergstraße und Heidelbergs Felsen aus oft entzückt hatte, und war auf gutem Wege, über die glänzende Täuschung der Ferne allerhand erbauliche Betrachtungen anzustellen; aber in der Nähe von Oppenheim ward ich anderes Sinnes, denn hier gewinnt alles eine freundlichere Gestalt. Die Ufer des Rheins erheben sich zu reizenden Rebenhügeln, dazwischen liegen hübsche wohlhabige Dorfschaften, und alles gedeiht und blüht in üppigem Wachsthum und regem Leben. Die alte Stadt Oppenheim selbst mit ihren grauen Thürmen und Mauern nimmt sich auf ihrer Anhöhe recht malerisch aus. Wir fuhren indessen nicht hinein, sondern wechselten nur die Pferde am Posthause unten vor der Stadt.

Bis hieher waren wir auf dem klassischen Boden des Niebelungenliedes gereiset, jetzt betraten wir einen klassischen Boden andrer Art, den der Weintrinker. Zuerst kamen wir nach Nierenstein, einem hübschen Dorfe, dessen weiße, mit Rebenlaub umsponnene Häuser sich in einer langen Reihe längs dem Ufer des Rheins hinziehen. Die hin-

ter ihnen sich erhebenden Berge sind von oben bis unten mit Reben bedeckt, überall wächst Wein, wo nur ein dazu schickliches Plätzchen sich findet, aber bei alle dem begreife ich doch nicht, woher all' der Niersteiner kommen kann, der in der ganzen Welt getrunken wird. An Nierenstein gränzt Bodenheim, an dieses Laubenheim, lauter berühmte Namen der dem freudebringenden Gott geweihten Orte, von denen einer aussieht, wie der andere. Das reinliche nette Ansehen dieser aus lauter weißen Häusern bestehenden Dörfer, gegen welche das frische Grün gar anmuthig absticht, und die über und über mit Reben bepflanzten, sanft sich erhebenden Hügel, die hier den breit hinwogenden Rhein umkränzen, gewähren der Gegend ländlichen Reiz und Anmuth.

Mainz erreichten wir mit dem Anbruch der Nacht, und konnten daher erst am andern Morgen anfangen, uns in dieser berühmten Stadt etwas umzusehen und unsre Bekannte aufzusuchen.

Ich könnte nicht sagen, daß Mainz als Stadt einen erfreulichen Anblick gewährte. Die Straßen

sind größtentheils enge und winklig, die Häuser hoch und im Ganzen nicht schön, wenn man einige große ansehnliche Gebäude ausnimmt. Mit jedem Schritt stieß ich auf Spuren des alles verwüstenden Krieges, auf zerstörte Gebäude und auf zerstörten Wohlstand der Einwohner, die noch immer unter mannigfaltigen, vielleicht zum Theil unabwendbaren Lasten seufzen und des heilbringenden Friedens wohl noch nicht so bald froh werden können. Für jetzt scheinen mir die Mainzer in Kleidung und Sitte weder Franzosen noch Deutsche zu seyn; auch ihre Sprache hat viele französische Wörter und Wendungen angenommen. Sie rechnen nach Sous und Franks, nennen Mainz „Majenze," und die Bürgerfrauen sehen aus wie eine Pariser Bourgeoise. Sie kommen mir alle wie Kinder vor, die lange in der Fremde blieben und sich vom Vaterhause entwöhnten. Jetzt, da sie heimgekehrt sind, wissen sie sich nicht gleich wieder darein zu finden, doch wird Nachsicht und sanfte Behandlung sie gewiß bald heimisch machen, wenn der schwere Druck der jetzigen Zeit erst gehoben werden kann.

Von jeher war Mainz seiner, im übrigen so angenehmen, Lage wegen ein fester Kriegsplatz, und wird es zum Unglück der Einwohner ewig bleiben. Schon die Römer legten, um die Deutschen zu unterjochen, hier Festungen an, deren für eine Ewigkeit zusammen gekittete Mauern noch an vielen Stellen sichtbar sind. Blut benetzte von jeher diese Wälle, und zahllose Krieger aus den entferntesten Zonen fanden hier in fremder Erde ein Grab. Dies bezeugen eine Menge in Mainz und in dessen Nähe gefundner römischer Grabsteine; täglich gräbt man deren neue aus, und mit ihnen Urnen, Altäre, Waffen, Münzen und ähnliche Alterthümer aus der Römerzeit.

Zum Glück für die Alterthumskunde besitzt Mainz in dem Professor Lehne einen Mann, der mit großer Einsicht und Thätigkeit alles dieses sammelt und ordnet, um es im Museum aufzustellen, über welches er als Bibliothekar ebenfalls die Oberaufsicht hat. Diese führt er mit wahrer Kunstliebe, mit Geist und Verstand, und verbindet mit solchen Eigenschaften auch noch die zuvorkommenste Be-

reitwilligkeit, alle seine mühsam geordneten Schätze Fremden und Einheimischen zu zeigen.

Durch die, besonders wegen vieler seltner Handschriften, merkwürdige Bibliothek, durch das Naturalien-Kabinet und die Sammlung physikalischer Instrumente konnten wir, von ihm geführt, nur flüchtig hindurcheilen. Wohl hätte uns vieles Merkwürdige auch hier bei längerem Aufenthalt angezogen und festgehalten, doch wir eilten, um in den untern Stock des großen Gebäudes zu gelangen, welches unter dem Namen des Museums alle diese Gegenstände vereinigt. Dort fanden wir nahe an hundert Legionsteine, alle der Zeit und der darauf bezeichneten Zahl der Legion nach geordnet. Sie vergegenwärtigen uns jene Tage, in welchen die Römer ihre Sklaven aus der ganzen von ihnen beherrschten Welt herbei trieben, um den einzigen frei gebliebenen Theil derselben zu unterjochen. Alles kehrt im Laufe der Zeiten wieder, nur nicht der einzelne Mensch; auch wir erlebten ein ähnliches Herbeiströmen der entferntesten Völker zum blutigen Kriege, der jetzt so glorreich geendet ist.

Aus den Inschriften vieler dieser Legionsteine, welche Professor Lehne mir erklärte, sah ich, daß jetzt so mancher Tatar vielleicht auf der nämlichen Stelle, fern von seinem Vaterlande, den Tod fand, wo vor mehr als tausend Jahren sein Landsmann, vielleicht sein Urahn, verblutete. Unter allen diesen kriegerischen Denkmählern war mir auf andere Weise der Grabstein einer alten Sklavin merkwürdig, den ihre Herrschaft zum Lohn langer treuer Dienste ihr setzte. Wenn die Inschrift nicht lügt, so hat die gute Alte weit über hundert Jahre gelebt.

Außer diesen Denkmahlen sahen wir noch eine Menge in der Umgegend ausgegrabener Altäre, Votivsteine, Waffen, Urnen, Vasen und unzählige kleine Antiquitäten aufs sorgfältigste geordnet, auch einen sehr merkwürdigen antiken steinernen Sarg. Dann wurden wir von unserm freundlichen Führer zu der nicht unbeträchtlichen Gemäldesammlung begleitet, welche im nämlichen Gebäude ebenfalls unter seiner Aufsicht steht.

Eines der größten Gemälde, welche ich jemals sah, zog hier zuerst meine Aufmerksamkeit an, denn es bedeckt die ganze Wand eines nicht kleinen Zimmers. Dies Gemälde stellt den zwölfjährigen Christus vor, wie er vor den erstaunten Pharisäern und Priestern im Tempel lehrt, und ist ein gemeinschaftliches Werk von Rubens und Jordaens. In einem ihm angemessenern Lokal, mit einem goldnen Rahmen, und von Staub und Schmuz gereinigt, die es jetzt entstellen, müßte es großen Effekt machen, denn es ist ein herrliches Bild, voll Leben und Ausdruck in den vielen, höchst verschiedenen Gestalten und Köpfen. Adam und Eva, ein großes Oelgemälde von Albrecht Dürer, bestätigten mich nur in dem, was ich Ihnen früher über diesen Meister schrieb. Diese Darstellung unsrer lieben Voraltern machte mir obendrein um so weniger Freude, da die Körper dürftig und ganz gemeiner Natur sind, und Frau Eva den heillosen Apfel zwischen Zeigefinger und Daumen so zierlich hält, als irgend eine Dame des siebzehnten Jahrhunderts auf alten Familienporträten.

Manches gute Bild aus den italienischen Schulen wird hier ebenfalls aufbewahrt, aber alle trauern in Schmuz, Vergessenheit und einem durchaus ungünstigen Lokal. Ein Bilderraub wäre hier eine sehr verzeihliche Sünde, die ich fast ein gutes Werk nennen möchte; denn außer dem Professor Lehne und einigen durch Zufall herbeigeführten Fremden bekümmert sich niemand um diese Gemälde, oder thut etwas für ihre Erhaltung. Doch wird die Zeit auch hierin hoffentlich bald das Bessere herbeiführen. So sah ich hier ein paar schöne Gemälde von Hannibal und Agostino Caracci im Staub und in der Asche. Besonders lieblich ist ein Engel auf der Himmelfahrt der Maria von letzterem. Auch die heilige Agatha von Domenichino verdiente ein besseres Schicksal, eben so eine niederländische Hausfrau von Rubens, mit allerlei Thieren umgeben, die von Sneyders vortrefflich gemalt sind. Mein Diebsorgan, welches sich bis jetzt noch nie bei mir äußerte, muß hier auf eine wunderbare Weise plötzlich rege geworden seyn. Denn außer dem schon geäußerten Gedanken eines

Bilderraubs im Ganzen wandelte mich beim Anblick einer sehr gewöhnlichen Landschaft noch die besondre Lust an, einen kleinen von le Sueur hineingemalten Einsiedler mit einem Stückchen seiner grünen Waldeinsamkeit aus dem großen leeren Bilde herauszuschneiden. Er müßte in dieser Gestalt ein ganz vortreffliches kleines Kabinetstück abgeben.

Den Nachmittag führten uns Freunde auf den Drususstein, welcher innerhalb der Festungswerke liegt und selbst noch einen Theil derselben ausmacht. Er ist ein uraltes, dem Drusus Germanikus errichtetes Monument, dessen einstige Gestalt sich gar nicht mehr errathen läßt. Die es ehemals bekleidenden Quadern, welche ihm eigentlich seine Form geben, sind seit undenklicher Zeit verschwunden und wahrscheinlich von den alten Deutschen zerstört, die kein Ehrendenkmahl ihrer vertriebnen Unterdrücker dulden wollten. Nur die innere felsenfeste Masse, welche das Monument ausfüllte, ist geblieben, und sieht wie ein mäßig hoher kegelförmiger Hügel aus. Man hat diese Felsenmasse in spätern Zeiten ausgehöhlt und eine enge Wendeltreppe hineingehauen,

auf der wir in tiefer Dunkelheit zum Gipfel des Steines gelangten. Dort übersahen wir die ganze Stadt mit ihren Wällen tief unter uns; über sie hinaus die Gegend nach Worms zu und den ganzen herrlichen Rheingau. Bibrich glänzte uns entgegen, und der entferntere Johannesberg; wir zählten die grünenden Inseln auf der silbernen Fläche des Rheins, und sahen dem Fahren und Gehen der ganz klein erscheinenden Gestalten auf der langen Schiffsbrücke zu, welche nach dem am andern Ufer erbauten Kassel führt. Diese Art von Vorstadt von Mainz war schon zu der Römer Zeiten ein festes Kastell, wovon es wahrscheinlich jetzt noch den verstümmelten Namen führt. Die große Wassermasse des mit dem Rhein sich vereinigenden Mains gewährt vom Drususstein ebenfalls einen herrlichen Anblick; desto trauriger aber sind die Trümmer des schönen Lustschlosses, welches sonst auf der Landzunge stand, an deren Spitze die Ströme zusammenfließen. Diese einst prächtige Favorite ist jetzt nicht einmal eine schöne Ruine, nur ein unförmlicher Schutthaufen, denn kein Stein ward auf

dem andern gelassen, und die sie einst umgebenden Gartenanlagen sind spurlos verschwunden.

Vom Drususstein fuhren wir wenigstens eine Viertelstunde lang zwischen engen hohen Wällen und Mauern, durch dunkle Thore, bis wir aus den Festungswerken hinaus, ins Freie und auf den Weg nach Zahlbach gelangten. Eine Festung von der Bedeutung, wie Mainz, ist doch ein beängstender unheimlicher Wohnort, den ich mir nicht erwählen möchte.

Unfern des hübschen Dorfes Zahlbach erblickten wir in einer ziemlichen Anzahl ähnliche Legionsteine, wie die, so wir im Museum gesehen hatten. Sie waren das eigentliche Ziel unsrer Spazierfahrt. Hier an dem Orte, wo man sie ausgrub, hatte man sie wie auf einem Kirchhofe neben einander aufgestellt. Unter freiem Himmel auf diese Weise geordnet, von Gesträuchen und Gras umgeben, machen diese alten Steine einen gar sonderbar-interessanten Effekt, zu welchem die nicht weit davon entfernten Ueberreste eines alten römischen Aquäduks nicht wenig beitragen. Gerade um Zahlbach herum wurden die meh-

resten der im Museum aufbewahrten Alterthümer gefunden; alles deutet hier auf eine große Vergangenheit, aber dabei auch auf Untergang und Zerstörung.

Seit zwei Tagen, die ich in Mainz verlebte, gab ich mir vergebliche Mühe, eine anständige Gesellschaft zu finden, um mit ihr gemeinschaftlich eine Jacht zur Rheinfahrt zu miethen. Alle meine Bekannten riethen mir, mich des großen Jachtschiffes zu bedienen, welches jeden Morgen von hier abgeht, den Abend Koblenz erreicht und am folgenden Abend in Kölln landet. Sie können denken, wie ich vor der bloßen Idee einer Diligenze zuerst erschrack, aber ich werde mit meinen Bedenklichkeiten und Anstandsgründen als mit etwas Unerhörtem nur ausgelacht, denn hier zu Lande bedienen sich Herren und Damen dieser wohlfeilen und sichern Reisegelegenheit, ohne den mindesten Anstand dabei zu nehmen. Dennoch würde ich mich schwerlich dazu entschließen, wenn ich nicht heut eine sehr passende und

angenehme Gesellschaft von Herren und Damen gefunden hätte, die morgen mit dieser Jacht nach Koblenz gehen will, und mich in ihren Schutz zu nehmen bereit ist. So sey es denn gewagt, ich bestelle fürs erste unsre Plätze nur bis Bingen.

Bingen, 21. Sept.

Da sitzen wir nun hier seit gestern Mittag im weißen Roß, übrigens ganz wohl aufgehoben. Ich sehe bald den Mäusethurm an, bald die mir gegenüber liegenden Ruinen der Burg Ehrenfels und bald den wankelmüthigen Himmel, der in einer Stunde Regen und Sonnenschein, Sturm, Donner und Blitz auf einander folgen läßt, so daß ich wohl sagen kann: wir haben eigentlich gar kein Wetter, sondern etwas von Allem, was ich gar nicht zu brauchen weiß.

Unsre Fahrt bis hieher ging vortrefflich, schon vor sechs Uhr Morgens waren wir mit unsrer Gesellschaft am Hafen. Da gab es einen Wirrwarr, ein Laufen, ein Rufen, ehe die vielen Personen und das Gepäck eingeschifft wurden, als ginge es wenigstens bis Amerika. Alles dies erinnerte mich an mein früheres Leben in großen Seestädten und belustigte mich nicht wenig. Auch die Jacht gefiel mir; sie ist wirklich ein Schiff mit Mastbaum, Segel und Steuer, mit einer Kajüte, einem Schiffsraum, sogar mit einer kleinen Küche, in welcher Kaffee gekocht wird,

und gleicht im Kleinen den englischen Paketbooten zwischen Dover und Calais.

Die Menge der Passagiere war zu groß, als daß alle in der Jacht Platz gefunden hätten, denn sie bestand aus nahe an hundert Personen; daher mußte ein Beiboot herbeigeschafft und an der Seite derselben befestigt werden. Endlich war alles in Ordnung, und wir gingen unter Segel, gerade im Moment, als die Sonne aus den Wogen glühend emporstieg und ein Meer von Gold über sie ausgoß. Scheu, wie nächtliche Gespenster, rollten die Nebel sich zusammen und flohen vor der Himmelskönigin. Bald lag, vom Morgenstrahl geröthet, Bibrich vor uns, mit seinem schönen Schloß; hinter uns funkelten die hohen Thürme von Mainz. Je weiter wir kamen, je herrlicher ward alles; der breite Strom trug uns durch ein blühendes Paradies um grünende Inseln herum; alles athmete Lust und Freude.

Nie sah ich eine anmuthigere Gegend, jeder Augenblick gewährt den Anblick einer neuen schönen Landschaft. Große Schlösser, freundliche Landhäuser, zierliche Dörfer und Städtchen spiegeln sich in den

Wellen, dicht an das Ufer gelagert, zwischen ihnen die Rebenhügel, die reichen Obstgärten; hin und wieder blicken ehrwürdige Trümmer einer Burg oder ein altes Kloster von hohen Bergen hinab. Wir kamen dem Johannesberg vorbei, auf dessen Terrassen die Reben emporsteigen, bis zu dem weiß glänzenden Schlosse, das seinen Gipfel krönt. Auf einer beträchtlichen Höhe, ihm schräge gegenüber, am linken Ufer, schimmert als Gegenstück die ebenfalls weiße Rochuskapelle. Ueberhaupt sind alle Gebäude in diesen Gegenden weiß, was ihnen ein gar freundliches Ansehen giebt. Bald schifften wir nun Rüdesheim vorbei, seinen schönen Rebenhügeln, seiner ehrwürdigen alten Burg und erblickten das gegenüber liegende Bingen im Schatten der hohen Felsen, von deren Gipfel die Ruine des Raubschlosses Klopp düster herabblickt.

Jetzt begriff ich recht wohl, warum man in Mainz so unbarmherzig über meine Furcht vor dem Jachtschiff gespottet hatte. Ich befand mich während der nur vier Stunden langen Reise recht wohl darauf, bald im Beiboote, bald auf dem sehr geräumigen

Verdecke der Jacht, je nachdem die Aussicht mich nach dieser oder jener Seite zog. Außer unsrer Gesellschaft waren unsre übrigen Reisegefährten Kaufleute, die von der Frankfurter Messe zurückkamen, Geistliche, Beamte, Gutsbesitzer aus der Gegend, zum Theil mit ihren Frauen und Töchtern. Alle waren höflich und bereit zu jeder kleinen Hülfsleistung gegen uns und unter einander. Die Einheimischen beeiferten sich, den Fremden jeden Ort zu nennen, dem wir vorüber kamen, und stille ruhige Heiterkeit belebte die ganze Gesellschaft. So war es auf dem Verdecke. Wie es in der Kajüte zuging, weiß ich nicht; ich sah Wolken von Tabaksdampf aus den Fenstern derselben ziehen, und wagte mich also gar nicht hinunter. Bei schönem Wetter, wo man im Freien bleiben kann, ist die Jachtfahrt gewiß recht angenehm und dabei unglaublich wohlfeil; bei Regen und Gewitter thut man ohnehin am besten, die ganze Reise zu unterlassen.

So wie wir in Bingen landeten, eilte die Gesellschaft zu der sie schon erwartenden Mittagstafel, weil sie in einer Stunde weiter gehen mußte, um Koblenz

zu erreichen. Wir aber trennten uns von ihr und unsern freundlichen Begleitern aus Mainz, um uns fürs erste im Gasthof, wo wir die Nacht bleiben wollten, ein wenig häuslich einzurichten. Es war noch nicht eilf Uhr, wir hatten also vor Tische Zeit genug übrig, um die Ruine des Schlosses Klopp zu besuchen.

Sie liegt auf dem Gipfel eines Weinberges, der, hoch und steil, sich dicht hinter Bingen erhebt, und dessen jetziger Besitzer, überall zwischen den Reben sehr anmuthige, mit Blumen und Bäumen geschmückte Spaziergänge anlegte, welche zu den schönsten Aussichten führen. Bei jeder findet man ein bequemes Plätzchen zum Ausruhen. Unter diesen gefiel mir vor allen ein kleines Kabinet, gerade am schönsten Punkt der ganzen Gegend. Duftende Blumen und eine unweit davon angebrachte Aeolsharfe sind die nächsten Umgebungen des kleinen traulichen Zimmers, welches eine gewählte Sammlung unsrer besten Dichter, ein bequemes Sopha und einen wohl besorgten Schreibtisch enthält. Es ist ein so anmuthiges ruhiges Plätzchen, daß es mir schien, als brauche ich

gar nichts mehr von der Welt, wenn dies Kabinetchen nur mein wäre.

Hier übersah ich nun recht Bingens ganze herrliche Lage. Rechts überblickt man die lachendste, vom Rhein durchströmte Landschaft, einige seiner Inseln, die unzähligen Ortschaften des Rheingaus, die Rebenhügel, den Johannesberg bis zu den blau dämmernden Felsen bei Heidelberg und den fernen Melibocus. Zur linken Seite verliert sich der Rhein in ewig-dunkle Schatten hoher waldgekrönter Felsen; hier ist alles erhaben und groß, wie dort anmuthig und heiter. Hatto's Thurm steht da, stets umtobt von der wilden Brandung, mitten in den Fluthen, ihm gegenüber sieht man die leichten Nachen, wie im Tanz, dem immer kreisenden Wirbel des Bingerloches vorüberschweben, und sich bald darauf in dunkeln Felsenklüften verlieren. Seitwärts dem wundersamen Mäusethurm strömt die Nahe aus ihrem romantischen Thal in den Rhein; eine schöne Brücke wölbt sich über sie hin. Gerade Bingen gegenüber streckt sich der hohe Rüdesheimer Berg lang aus, ihn krönt der Niederwald, durch dessen dunkles Laub die

weißen Säulen eines Tempels hervorschimmern, und an seinem Abhange wächst der berühmte Rüdesheimer Wein. Rüdesheim mit seiner uralten Römerburg liegt am Fuße dieses Berges, dem Rheingau zu. Auf der andern Seite erheben sich in ziemlich beträchtlicher Höhe die pittoresken Trümmer der Burg Ehrenfels, und gegenüber hoch auf dem Binger Berge, von dessen Abhange ich alles dieses überschaute, stehen die alten Mauern und Thürme des Schlosses Klopp, von denen man dieselbe Gegend noch ausgebreiteter vor sich liegen sieht.

Den Nachmittag bestiegen wir die Anhöhe, auf welcher die seit kurzem wieder hergestellte Rochuskapelle liegt. Sie könnte wohl für eine kleine Kirche gelten, so groß ist sie. In der Mitte des Augusts, am St. Rochus-Tage, wallfahrten mehr als zehntausend Menschen aus der umliegenden Gegend zu ihr hinauf, und dienen Gott mit fröhlichem Herzen. Denn dieses fromme Fest ist zugleich ein Volksfest, an welchem alles Theil nimmt und von dessen Freuden das ganze Jahr hindurch so lange gesprochen wird, bis der ersehnte Tag im Wechsel der Zeit wiederkehrt.

Auch wüßte ich keinen Platz, an dem man zugleich fröhlicher und frömmer seyn könnte, als diesen, wo die Welt so herrlich um uns her liegt, geschmückt mit allen Gaben der gütigen Natur.

Heute Morgen wollten wir den Niederwald besteigen, aber das wunderliche Wetter erlaubte dies nicht; doch benutzten wir ein paar sonnige Nachmittagsstunden, um nach Rüdesheim hinüber zu schiffen. Zuerst besuchten wir die alte Burg, die am äußersten Ende des freundlichen Dorfes hart am Rhein liegt. Die felsenfesten Mauern, die ganze Bauart des Grundes bezeugen noch ihre uralte Entstehung zu der Zeit der Römer, die hier ein festes Kastell hatten. Spätere Jahrhunderte fügten die Säulen, die gothischen Thürme und Gewölbe hinzu, welche uns heut zu Tage als pittoreske Trümmer erscheinen. Ihr jetziger Besitzer, der Graf von Ingelheim, schmückte das alte Gebäude auf die schonendste Weise, ohne dessen ehrwürdiges alterthümliches Ansehen im mindesten zu verletzen, und schuf daraus eine Wohnung, wie ich mir die einer wohlthätigen Zauberin, etwa der Frau Minnetrost denke. Ein viereckiger, von

hohen uralten Mauern umgebner düstrer Hof bildet den Eingang. Durch enge spaltenartige Thüren gelangt man zu schmalen steinernen Treppen, und ehe man sich es versieht, steht man in einem schön geschmückten Saal, dessen hohe gothische Bogenfenster uns die Aussicht in ein Paradies öffnen. Dunkle, vom Rauch der Wachfeuer geschwärzte Gewölbe führen in freundliche Wohnzimmer, in zierliche Kabinette, und außen merkt man den alten Trümmern von allem diesem nichts an. Oben auf den Zinnen der Thürme und Mauern blühen Blumen; die üppig am Abhang des Berges wachsenden Reben ranken bis zu den höchsten Zinnen der Burg empor, leichte Brücken führen über Abgründe, von einem Thurm zum andern, von einer Abtheilung des Gemäuers zur andern; das Ganze gleicht einem Traume, der die wunderbarsten, durch Jahrhunderte von einander geschiedenen Gegenstände vereinigt.

Noch eine Burg des Mittelalters, das Stammhaus der längst verloschnen Familie von Brömser liegt mitten in Rüdesheim. Nur ein Theil desselben steht noch in seinem alterthümlichen Zustande,

begränzt von einem neueren Schlosse, welches bewohnt wird. In der alten Kapelle zeigte man uns eine Reihe Familienbilder der ehemaligen Herren von Brömser und ihrer Gemahlinnen; alte Rüstungen, manches mit Schnitzwerk verzierte Hausgeräth aus dem Mittelalter, und ähnliche Dinge, denen zum Theil nur ihr hohes Alter Werth giebt. Die alten Ritter und Damen schauten gar wunderlich von der Wand auf den geputzten Lakeien, der uns herumführte; mitten unter ihnen hängt das Gemälde eines unglücklichen Fräuleins Jutta von Brömser, deren trübes Geschick noch immer im Munde hiesiger Landleute und Fischer lebt. Sie wohnte auf der, ebenfalls der Familie Brömser von Rüdesheim gehörigen, Burg Ehrenfels. Ihr Vater, der während der Kreuzzüge mit nach Palästina gegangen war, verlobte dort in einer großen Gefahr sein einziges Kind dem Himmel, nicht ahnend, daß dieses indessen zu Hause einem jungen Ritter das Gelübde treuer Liebe that. Jutta vernahm bei des Vaters Heimkunft ihre unabwendbar-traurige Bestimmung, und bat nur, ihren Geliebten noch einmal sehen zu dürfen, um von ihm

Abschied zu nehmen. An dem zu dieser traurigen Zusammenkunft bestimmten Tage schmückte sie sich aufs köstlichste wie eine Braut; der Ritter schied, Jutta sah ihm vom hohen Söller des Schlosses nach, so weit sie konnte, und sprang dann hinab in den tiefen kalten Rhein, auf welchem die Fischer in stürmischen Nächten sie oft mit Grausen noch hinschweben sehen. Sieht sie ihrem Bilde ähnlich, so mag der Anblick fürchterlich genug seyn, aber hoffentlich that der alte Pfuscher von Maler ihr Unrecht, der diese Vogelscheuche aus ihr machte.

Auch ein paar gewaltig große Ochsenhörner hängen als geheiligter Gegenstand der Verehrung in dieser Kapelle. Mit ihnen grub ihr ehemaliger Träger beim Pflügen ein jämmerlich um Hülfe rufendes Kruzifix aus der Erde. An der Stelle, wo dieses Wunder sich begab, baute Juttas Vater ein Kloster, in welchem Kapuziner für die Seele seiner unglücklichen Tochter beten mußten, und nannte es „zur Noth Gottes." Es liegt hinter Asmannshausen, tief im Walde.

So herrlich auch die Lage von Rüdesheim ist, so gebe ich doch Bingen den Vorzug, weil Rüdesheim von dort aus ein viel schöneres Bild macht, als Bingen von Rüdesheim gesehen. Bingen stellt sich hier so abschreckend-dunkel dar, daß man auf dieser Seite des Rheins die hohe Anmuth der dortigen Gegend kaum ahnet.

St. Goar, 22. Sept.

Heute endlich erlebten wir einen schönen Morgen in Bingen, und benutzten ihn sogleich, um den Niederwald zu besuchen. Eigentlich schifft man zu diesem Zweck nach Asmannshausen herüber, ersteigt von dort den Berg und geht ihn bei Rüdesheim wieder hinab. Unser Schiffer aber, der uns über den Rhein bringen und hernach als Führer dienen sollte, behauptete, einen bequemern, nähern Weg zu wissen, und da der Mann übrigens ganz vernünftig zu seyn schien, so überließen wir uns seiner Führung.

Wir landeten also weit näher, unterhalb der Burg Ehrenfels, und begannen nun von da die Terrassen zu erklimmen. Diese umgeben den sehr steilen Berg im Zickzack, und auf ihnen wächst der berühmte Rüdesheimer Wein. Sehr ermüdend war es, daß wir immer eine lange Strecke längs den die Terrassen stützenden Mauern hin und her zu gehen hatten, ehe wir zu einem der hohen, stufenartigen Einschnitte in diesen gelangten, auf welchen wir uns etwa zwei Ellen höher schwangen und dann bis zum nächsten Einschnitt wieder weiter wanderten. Glück-

licher Weise ist die Anhöhe bis zur Burg Ehrenfels nicht sehr beträchtlich, und so war dies bald überstanden. Der nähere Anblick der höchst malerischen Ruine, die wir täglich aus unsern Fenstern vor Augen gehabt hatten, und die wunderschöne Aussicht machten uns alle Ermüdung vergessen. Wir blickten dort tief in das wilde Felsenthal, durch welches sich der Rhein hinter dem Bingerloche windet; auch Asmannshausen sahen wir zwischen seinen Rebenhügeln, woran uns in Bingen der weit vortretende Berg hinderte. Nun aber mußten wir weiter, und zwar auf einem Wege, den ich niemanden in der Welt, als höchstens einem Gemsenjäger empfehlen möchte.

Tief unter uns brauste der durch einen plötzlich sich erhebenden Wind wild aufgeregte Rhein; fast senkrecht stieg über uns der hohe Fels mit seinen Terrassen empor, und wir mußten auf den immer schmaler werdenden Mauern ihn erklimmen, mit den Händen uns anhalten, um nicht herunter zu stürzen, und fanden oft nur eben Raum genug, um einen unsrer Füße festzustellen. So hingen wir zwischen dem Himmel und dem Rhein, ein einziger Fehltritt, ein los-

bröckelnder Stein, und wir waren in Gefahr, der armen Jutta in ihrem nassen Grabe Gesellschaft zu leisten. Dennoch konnten wir nicht zurück, denn an das Heruntersteigen war auf diesem Wege nicht zu denken, ja ich wagte es nicht einmal, herunter zu blicken, so schwindelerregend war mir die grausenvolle Tiefe. Wie die Winzer es anfangen, um hier die Reben zu pflegen und später die Trauben zu sammeln, ist mir unbegreiflich.

Endlich, nach einer langen ängstlich ermüdenden Stunde, waren wir oben im kühlenden Schatten des Waldes, und nie in meinem Leben habe ich mich mehr über ein schwer errungenes Ziel gefreut, als über dieses. Der ganze Wald, der den langen Bergrücken krönt, ist durch ausgehauene Gänge zu einem Park umgeschaffen. Diese gewähren hie und da wunderschöne einzelne Blicke tief in das Rheinthal hinein; besonders anmuthig ist eine Hütte, von welcher man durch eine Oeffnung des Waldes nur Bacharach und seine nächste, höchst romantische Umgebung erblickt, aber den Preis von allen trägt, näher an Rüdesheim, ein offener, von Säulen getragener Tempel

davon, den ich schon von Bingen aus durch den Wald schimmern gesehen hatte. Geblendet von der mich rings umgebenden Pracht der Natur, stand ich lange in stummen Entzücken auf diesem Platz, nicht nur dem schönsten auf dem Niederwalde, sondern vielleicht in der ganzen Gegend. Tief unten liegt im Vorgrunde das freundliche Rüdesheim mit seinen alten Burgen, seitwärts über dem Strom das dunkle Bingen, weiterhin die Rochuskapelle im Sonnenstrahl, ihr gegenüber, diesseits, der Johannisberg, und nun der ganze Rheingau mit allen seinen Städten und Weinbergen und Gärten und Dörfern, alle Krümmungen des prächtig hinwogenden Rheins, alle seine vielen gartenähnlichen Inseln. Der Odenwald, die Vogesen, der Donnersberg begränzen in blauer Ferne die weite Aussicht, wie leicht am Horizont hinschwebende Wolken.

Ein zwar steiler, aber gefahrloser Weg führte uns nun nach Rüdesheim hinab, wo unser Nachen schon wartete. Der Wind war indeß beinahe zum Sturm geworden, und unser Tanz auf den wildempörten Wogen schien mir so wenig angenehm, daß ich recht

froh war, als ich in Bingen wieder festen Fuß fassen konnte. Diese, aus dünnen Brettern zusammen geschlagenen platten Nachen kommen mir gar gebrechlich vor, da ich an festere größere Fahrzeuge auf dem Wasser gewöhnt bin. Sie schwimmen wie ein Strohhalm auf den oft sehr tobenden Wellen des Rheins; dennoch sind Unglücksfälle damit selten und entstehen gewöhnlich nur aus Fahrlässigkeit der Schiffer. Weit gefährlicher sind eine kleine Art von Fischerkähnen, wie die Kanots der Wilden. Diesen möchte ich mich nie anvertrauen, denn ein Hauch, dünkt mich, könnte sie umwehen, auch schlagen sie oft genug um. Die Leute hier heißen sie deshalb Seelenverkäufer, fahren aber immer lustig damit herum, und ich habe in diesen Tagen deren gewiß mehr als hundert sich durch das Bingerloch drehen gesehen. Gegen Mittag legte sich der Sturm, einzelne graue Wolken bedeckten zwar den Himmel, aber die Beleuchtung der sie durchbrechenden Sonnenstrahlen wurde dadurch nur schöner. Deshalb wagte ich es, einige Stunden später wieder den Nachen zu besteigen, um nach Sankt Gewer zu schiffen. So nennen hier die Einwohner Sankt

Goar, wo ich mich in diesem Augenblick sehr wohl befinde.

Mit einem ganz eignen Gefühl wandte ich bei Bingen dem lachenden Rheingau den Rücken, um dem Rhein auf seinen fernern, dunkeln Wegen zu folgen. Hatto's mährchenhafter Mäusethurm sieht in der Nähe noch schauerlicher aus, als ich aus der Ferne ihn mir gedacht hatte; gespenstisch einsam steht er mitten in den tobenden Wogen, die nun schon seit Jahrhunderten gegen seinen Felsengrund anwüthen, ohne ihn zu erschüttern. Ich glaube, daß er ursprünglich ein Leuchtthurm war an dieser, ehemals so gefährlichen Stelle des Rheins, wenigstens hat er ganz die Gestalt eines solchen. Noch einen Blick warf ich im Vorüberfahren in das Nahe-Thal, auf die hübsche Brücke, die sich über die Nahe wölbt, und die sie umgebenden hohen Felsen mit den Trümmern eines alten Klosters. Ich begrüßte nochmals die Burg Ehrenfels, war nun am gefürchteten Bingerloch, und wieder drüber hinaus, ohne es beinahe gewahr zu werden, denn fast nur unmerklich schwankte der Na-

chen. Freilich war der Rhein sehr hoch, aber auch bei niedrigem Wasserstande ist keine Gefahr denkbar, wenn nur der Schiffer sich dem rechten Ufer nahe hält, wo die Strömung des bei alle dem graus genug aussehenden Wirbels sehr schwach ist.

Gleich hinter dieser, über Verdienst verrufenen Stelle gewährt noch am linken Ufer Asmannshausen einen freundlichen Anblick, dann aber ist es auch mit der Freundlichkeit vorbei, und die ganze Gegend gewinnt einen wilden ernsten Karakter. Von Mainz bis Bingen herrscht fröhlich blühendes Leben in der Natur, von Bingen aus weiterhin, ernstes Schweigen über Gräbern der Vergangenheit in einer bei allem Reichthum schauerlich erhabenen wilden Gegend.

Alles stimmt hier das Gemüth zu ernster Betrachtung, fast möchte ich sagen zur Schwermuth. Die vielen Ruinen auf der Höhe, die uralten Städte am Ufer sehen grau und düster aus, und die Wellen weit dunkler in diesen tiefen Schatten der Berge, als dort, wo sie im Sonnenglanz das blühende Eden des Rheingaus umspielen. Bald drängen die Berge den Rhein enge zusammen, bald breitet er sich zu einem

weiten See aus, immer erfüllt er das ganze Thal und läßt zwischen den Felsen und seinem linken Ufer eben nur Raum genug für den Fahrweg. Die Städte und Dörfer ziehen sich dicht am Wasser in einer langen Reihe hin und steigen zum Theil den Abhang der Berge hinan. Reben bedecken diese an jedem sonnigen Plätzchen, alles übrige ist dunkler Wald, und nur selten drängen sich schroff und kahl einzelne Felsspitzen an das Licht des Tages hervor. Zuweilen windet sich der Strom so wunderbar um die Felsen herum, daß diese scheinbar den Ausgang versperren, und auch, wo er breit wie ein See hinwogt, glaubt man sich oft rings von Bergen umschlossen. In manchen Momenten dünkte mir, mitten in den schottischen Hochlanden auf einem der dortigen stillen Seen zu schweben, und als müßten Hochländer, in ihren Plaid gehüllt, zwischen den Felsen hervorkommen, so ähnlich sind einige Stellen des Rheinthals jenen Gegenden, bis auf die Reben, die freilich am Loch-Lomond oder Loch-Killin nicht gedeihen.

Nun denken Sie sich zu dieser erhabenen Pracht der Natur noch die vielen malerischen Trümmer alter

Burgen und Klöster, die von den Felsenhöhen ernst in das Thal blicken. Auf der ganzen Fahrt sahen wir fast immer eine, oft mehrere dieser Ruinen zugleich, und jede hat ihren eigenen, vor allen andern sie auszeichnenden Karakter der Bauart und der Umgebungen. Mir war beinahe, als durchblätterte ich eine Mappe voll herrlicher Landschaften, so schnell folgen hier die interessantesten Gegenstände einander; man hat wahrlich nicht Augen genug, um alles zu sehen. Bei jeder Krümmung des Stroms, fast mit jedem Ruderschlage öffnet sich eine neue Gegend. Bald umschiffen wir eine der vielen grünen Inseln des Rheins, bald zieht uns die mannigfaltige Gestaltung der Felsen an. Gleich hinter Asmannshausen thront eine der schönsten Ruinen, die der Burg Sonneck, auf einem hohen Felsen, unfern von ihr die einer zerstörten Kirche. Dann kamen wir dem schmalen wilden Wisperthale vorüber, das sich wie eine enge Kluft zwischen hohen Felsen windet, aus der oft ein sonderbar-flüsternder Wind gleich Geisterstimmen ertönt und zuweilen selbst in Bingen bemerkbar wird. Bald darauf zeigten sich die alterthümlich-

zackigen Mauern und Thürme von Bacharach. Diese uralte Stadt sieht selbst einer großen Ruine ähnlich, so düster und grau steht sie am Ufer, wie in tiefer Trauer versunken. Aus den Ruinen einer zerstörten Kirche in ihrer Mitte steigt ein mit gothischen Verzierungen herrlich geschmückter Fensterbogen hoch über sie empor, und ähnliche Trümmer ehemaliger Pracht krönen die Felsen umher. Wild braust der Rhein über tief verborgne Klippen und spitzige Felsenriffe, schäumen brechen seine Wogen sich an den uralten Mauern der Stadt und toben gegen sie an, so daß mir dieser Theil der Rheinfahrt weit gefährlicher dünkte, als bei Bingen. Bald darauf erweitert sich der Strom und gleicht einem See, auf dem ich zu meinem Erstaunen ein großes Kriegsschiff mit ausgespannten Segeln zu erblicken glaubte. Es war die alte, mitten im Rhein erbaute Pfalzburg. Die Täuschung, welche sie hervorbringt, ist wirklich unglaublich groß; in der Ferne gleichen die vielen kleinen, über einander aufsteigenden weißen Thürme vom Winde ausgedehnten Segeln auf das vollkommenste, und das ganze Gebäude scheint wirklich zu schwimmen, weil es den

Fels, auf dem es steht, überall bedeckt. Die Umgebungen dieser Pfalz gehören zu den erhabensten und schönsten auf der ganzen Fahrt. Herrlich gestaltete, zum Theil mit Reben bekleidete Felsen ziehen einen weiten Kreis rings um die silberne breite Fläche des Stroms; hart am Ufer, der Pfalz gegenüber, liegen die dunkeln Mauern der alten Stadt Kaub, wo wir anhielten, um den Zoll zu entrichten, und hoch über ihnen erheben sich die schönen Ruinen der Burg Gutenfels.

Die Sage behauptet, daß die Kinder der alten Pfalzgrafen alle in dieser schwimmenden Burg geboren werden mußten, und vor zweihundert und funfzig Jahren soll eine dieser Fürstinnen dies wunderliche Gesetz zum letzten Male befolgt haben. Wie es möglich war, daß nur eine von ihnen die Schrecken dieses Aufenthalts in einer solchen Lage überlebte, begreife ich nicht. Die niedrigen gewölbten Zimmer gleichen einem Gefängniß, zu welchem nur spärlich das Licht des Tages durch die engen Fenster dringt, und das Brausen der ewig diese Mauern rings umtobenden Wellen muß, besonders bei Nacht, fürchterlich seyn.

Hinter Kaub folgen sich die schönsten Felsenpartien in ununterbrochener Reihe; überall sehen wir malerische Ruinen auf der Höhe und lang sich ausbreitende Städte und Dörfer im Thal, bis plötzlich die Felsen den Strom in eine enge Schluft zusammen drängen. Brausend strömen die dunkelgrünen zürnenden Wogen durch düstere Schatten, einer wunderbar sich aufthürmenden zackigen Felsenklippe vorüber, die der Lurlei-Berg heißt. Jeden Ruf der Vorüberschiffenden wiederholt hier ein fünffaches Echo, das von der Mitte des Stroms aus am deutlichsten vernommen wird. Sie können daher leicht denken, welch ein Geschrei die Schiffer hier immer erheben. Ich wollte lieber, wir hätten ein paar Waldhörner in unserm Nachen gehabt, als diese unbändigen Schreier.

Am Ende dieses schauerlich wilden Thals tobt der Rhein wieder mächtig über Klippen hin, und unser Nachen schwankte ärger, als je zuvor, dann aber kamen wir plötzlich an einen weiten stillen See, wo uns eine der schönsten Ansichten des Rheinthals erfreute. Am linken Ufer bildet das freundliche Städt-

chen Sankt Goar einen weiten Halbkreis; am rechten, ihm gegenüber, liegt das Dörfchen Goarshausen am Fuße köstlicher Rebenhügel. Hoch über der Stadt thronen die Trümmer der Festung Rheinfels, welche im Revoluzionskriege gesprengt ward; über Goarshausen eine alte zerstörte Burg, und seitwärts, etwas entfernter, sind noch die Ruinen zweier andern Burgen sichtbar. Ich kann Ihnen die erhabene Schönheit dieser Gegend nicht beschreiben, die jetzt beim Untergang der Sonne rosig-funkelnd vor uns lag; unmöglich war es mir, von ihrem Anblick zu scheiden, ehe der letzte Schein des Abendroths an den alten Burgen verglühte. Selbst da noch blieb ich am Fenster meines freundlichen Zimmers, und sah den zitternden Lichtern zu, welche die Lämpchen in den Hütten von Goarshausen über den Strom streuten, und dem Funkeln der Sterngebilde des nächtlichen Himmels in Westen. Jetzt ist auch das letzte Lämpchen in den Hütten verloschen, ihre müden Bewohner schlafen, kein Laut tönt mehr herüber, nur die Sterne funkeln noch, und die Wellen plätschern ihr eintöniges ewiges Lied.

Thal Ehrenbreitstein, 23. Sept.

Heute Morgen bestieg ich den Berg, auf welchem die vor etwa zwanzig Jahren gesprengte Festung Rheinfels liegt, deren Trümmer weit pittoresker sind, als man es nach dieser kurzen Zeit ihrer Zerstörung erwarten sollte. Ich ergötzte mich an der herrlichen Aussicht auf den Rhein und in die kleinen grünen Thäler zwischen den benachbarten Felsen, und nahm dann das freundliche Sankt Goar selbst ein wenig in Augenschein. Es war eben ein Festtag und alle Einwohner im sonntäglichen Schmuck. Nie in meinem Leben sah ich so viel wunderschöne junge Frauen und Mädchen, als hier; ich glaube, daß im ganzen Ort keine einzige recht häßliche zu finden ist. Eins dieser Mädchen, mit einem Gesicht, wie Raphael sie seinen Madonnen giebt, trat mir aus einem Laden neben unserm Gasthofe entgegen, und blendete mich wirklich durch ihre auffallende Schönheit, die der anmuthige Kopfputz der Bürgermädchen in diesen Gegenden noch erhöhte. Sie tragen ein kleines enganschließendes goldnes Mützchen, welches den Hinterkopf kaum bedeckt, und dem glattgescheitelten

oder gelockten Haar über der Stirne und um die blühenden Wangen freien Spielraum läßt. Im Nacken quellen die langen, zierlich geflochtenen Zöpfe unter dem Häubchen hervor und werden dort, in einen griechischen Knoten geschlungen, mit einer goldnen breiten Nadel befestigt. Man kann nichts hübscheres sehen, als diesen wahrscheinlich sehr alten Kopfputz, den in früheren Zeiten vielleicht nur Fürstinnen trugen.

Handel und Gewerbe machen die Einwohner von Sankt Goar wohlhabend; anders ist es mit dem dieser Stadt gegenüber liegenden Dörfchen Sankt Goarshausen. Mit wahrem Schmerz erfuhr ich heute, daß die Lampen, deren Schein mich gestern erfreute, nur das Elend und den Jammer der ärmsten Menschen in dieser ganzen Gegend beleuchten. Sie haben zu ihrer Erhaltung nichts als den Wein, welchen sie mit unsäglicher Mühe auf den sie eng umschließenden Bergen bauen, und dieser ist seit einigen Jahren völlig mißrathen. Um nun für den Augenblick Brod zu erhalten, sahen sie sich gezwungen, den Ertrag künftiger Aerndten auf mehrere Jahre hinaus für we-

nige Gulden an unbarmherzige Wucherer zu verkaufen. Diese durchziehen hier immer das Land, auf solche Spekulazionen bedacht, und werden reich dabei, während die Armen verhungern. Selbst Gottes reichster Segen in kommenden Jahren kann diesen Unglücklichen kaum mehr helfen, weil sie in die Hände von Menschen gefallen sind, die weder Recht noch Erbarmen kennen.

Nachmittags schifften wir uns wieder ein, um den Abend Koblenz zu erreichen. Der Ruine gegenüber, die über Sankt Goarshausen sich erhebt, und die Katze heißt, liegt auf der nämlichen Seite des Rheins eine andere, sehr schöne alte Burg, auf einem hohen Felsen, die Thurmburg. Sie wird aber im Gegensatz mit der Katze gewöhnlich die Maus genannt. Ein hübscher kleiner Ort mit einem sehr schönen alten Thurm schmiegt sich um den Fuß dieses Felsen; überhaupt wird die Gegend hier freundlicher und offner; Wiesen und Gärtchen finden Raum, sich am Ufer auszubreiten, hier, wo der Strom um eine

große grüne Insel einen weiten silbernen Bogen zieht. Malerische Ruinen krönen immerfort die Gipfel der hohen Felsen; die schönsten sind die beiden nahe an einander liegenden Burgen Liebenstein und Sternfels. Man nennt diese auch die „Brüder,“ und die Sage erzählt von einer blutigen Fehde zwischen zwei Brüdern, die in grauer Vorzeit diese Burgen bewohnten, in welcher einer von ihnen den Tod fand. Weiterhin bildet der Rhein wieder einen großen See, den die mit Reben bepflanzten Felsen ringsum dermaßen einzuschließen scheinen, daß man keinen Ausgang gewahr wird. Grau und düster breitet sich die alte Stadt Boppart an seinen Ufern aus, auf der Höhe und im Thal blicken Thürme ehemaliger Klöster aus üppigem Grün hervor, und das reiche Land umher prangt mit allem Segen der Natur.

Gleich hinter diesem See wendet sich der Rhein plötzlich, als wolle er wieder zurück, aber ein mächtig vortretender Fels zwingt ihn bald wieder vorwärts. So geht es in ewiger Abwechselung fort, und die ganze Gegend, durch welche wir heute kamen, gleicht der gestrigen an mannigfaltiger erhabner Schönheit.

Der Strom trug uns bald durch enge dunkle Thäler, bald lachenden Fluren vorüber, auch vielen Städten und Dörfern, zerstörten Klöstern und Burgen, bis wir der Mündung der Lahn uns näherten, die aus einem engen Felsenthal bei Niederlahnstein sich in den Rhein ergießt.

Jetzt überblickten wir mit einem Male das weite herrliche Thal, in welchem Koblenz hart am Ufer des Rheins liegt. Gegenüber am andern Ufer erheben sich auf einem hohen schroffen Felsen die kolossalen Trümmer der Festung Ehrenbreitstein, an dessen Fuß Thal-Ehrenbreitstein, einer kleinen Stadt ähnlich, sich ebenfalls dicht am Wasser hinzieht. Ueber Koblenz thronen auf einer bedeutenden Anhöhe die Ueberreste eines ehemaligen Karthäuser Klosters. Die reiche, mit ionischen Säulen geschmückte Fasade des dicht am Wasser erbauten neuen Schlosses spiegelt sich in den vorübereilenden Wellen. Leider ist diese ehemals prächtige Residenz der Kurfürsten von Trier von den Franzosen im Innern auf alle Weise zerstört. Weiterhin verliert sich der Blick auf der breiten silbernen Fläche des Rheins, welchen dicht hinter Koblenz

die Mosel aufnimmt. Dörfer und Gärten und Weinberge kränzen die Ufer, so weit das Auge reicht, bis zu den blauen Bergen, die bei Andernach und fernerhin den Rhein umgeben. Entzückt über den herrlichen Anblick dieser wunderbar reichen Landschaft wanden wir uns durch alle die Nachen und Schiffe, die hier den Strom beleben, und landeten an dem sehr vorzüglichen Gasthofe zum weißen Roß, in Thal-Ehrenbreitstein. Nur der hier sehr breite Rhein trennt uns von Koblenz. Die fliegende Brücke, welche dicht unter unserm Fenster immerfort hinüber und herüber geht, macht uns diese Kluft als solche kaum merklich, und gewährt uns obendrein ein höchst lebendiges, immer wechselndes Schauspiel. Es ist unglaublich, was alles auf dieser, einer schwimmenden Insel ähnlichen Brücke Platz findet, wie viele Pferde und Wagen. Dennoch bleibt noch Raum zum Hin- und Herspazieren und zum Sitzen auf den Seitenbänken. Obstverkäuferinnen haben ihren Handelstisch auf der Brücke aufgeschlagen; eine Kajüte bietet Schutz beim Regenwetter. Diese Brücke ist wirklich eine kleine Welt, auf der es mitunter

eben so bunt und lustig hergeht, als auf der großen.

So wäre denn mein lang' gehegter Wunsch erfüllt, ich habe den schönsten Theil des Rheinthals gesehen. Den Gedanken, bis Kölln zu gehen, gebe ich auf; das ewig wechselnde Wetter und die Kürze der Tage bestimmen mich, diesen Genuß zu verschieben, bis uns etwa ein Komet wieder einmal einen wirklichen Sommer bescheert. Freilich verliere ich viel, die Gegend von Koblenz bis Bonn wird allgemein gepriesen, und auch das alte Kölln mit seinen Kunstschätzen zieht mich mächtig an. Wenn ich alle die vielen Gegenstände mir ins Gedächtniß zurückrufe, die in den letzten Tagen an mir vorüberschwebten, so dünken sie mir fast wie Traumgebilde. Nicht nur Tage oder Wochen, Monate wenigstens müßte man auf der Rheinreise zubringen, um ein vollkommnes Bild von ihr mit heim zu nehmen.

Von Mainz bis Bingen gleicht die Gegend einer wunderlieblichen Idylle, voll Anmuth und ländlicher Schönheit. Auch möchte ich diesen Theil der Reise

der fröhlichen Jugend vergleichen, die unter Scherz und Lachen vorüberzieht. Von Bingen bis Koblenz hingegen gleicht alles einer ernsten wehmüthigen Elegie, die über längst versunkenen Gräbern melodische Klagen aushaucht. Oder soll ich diese Gegend, meinem zweiten Bilde folgend, dem spätern ernsteren Alter vergleichen? dann wäre Koblenz das Paradies, das uns am Ende erwartet. Und dies ist es gewissermaßen auch, denn es vereint alles auf einen Punkt, was auf dem Wege bis dahin entzückte, und jeder findet gerade das hier wieder, was dort vor allem andern ihn erfreute; Fels und Thal, Wald, Reben, Gärten, freundliche Dörfer, eine große lebensreiche Stadt, und ehrwürdige Trümmer der Vorzeit, am Ufer des schönsten Stroms wie hingezaubert, so daß man alle diese mannigfaltigen Gegenstände mit einem Blicke übersehen kann. Bei alle dem gebe ich doch Bingen den Vorzug, wenn es darauf ankäme, längere Zeit in diesen Gegenden zu verweilen, um aller ihrer Schönheit recht froh zu werden. Ich bin sogar meinem lieben Weinheim um Bingens willen untreu geworden und habe mein Lustschloß einstweilen

hieher verlegt. Der Ort liegt so recht im Mittelpunkt zwischen der Idylle und der Elegie, dem Alter und der Jugend. Vergleichen Sie ihn mir nur aber deshalb nicht mit den sogenannten besten Jahren, die wahrlich bei weitem nicht die besten sind.

Von Bingen aus kann ich in einem halben Tage in Mainz oder Koblenz seyn, und wie viel herrliches liegt noch in dem Nahe-Thal und der ganzen Gegend umher verborgen, dessen Daseyn ich auf diesem Durchfluge nur ahnen konnte! Die Stadt, so klein sie ist, bietet alles, was man zum Leben braucht; das täglich ankommende Postschiff bringt Mannigfaltigkeit und vielleicht manches unverhoffte Wiedersehen alter Freunde und Bekannten. Selbst in geselliger Hinsicht glaube ich, daß die Stadt und die Umgegend viele Bewohner zählt, mit denen sich leicht und bald ein ungezwungner erfreulicher Verkehr anknüpfen ließe.

Thal-Ehrenbreitstein, 25 Sept.

Koblenz ist eine bedeutend große Stadt, die aber noch größer scheint, als sie ist, weil sie sich auf der Erdzunge lang und schmal hindehnt, an deren Spitze der Rhein und die Mosel zusammenströmen. Der Anblick der Gegend von der schönen steinernen Moselbrücke am Ende der Stadt ist bezaubernd schön. Nicht weit von dieser Brücke liegt hart am Rhein die sehr alte Castorkirche, die schon beim Hereinschiffen uns durch ihre einfache edle Bauart anzog. Wir haben ihr jetzt einen Besuch gemacht und uns an dem hohen, von schönen korinthischen Säulen getragenen kühnen Gewölbe erfreut. Schade, daß der gutgemeinte letzte Wille eines reichen Bürgers von Koblenz ihrer Außenseite das alterthümliche ehrwürdige Ansehen raubte, indem er eine bedeutende Summe bestimmte, um sie und ihren sehr schönen Thurm recht bunt und wunderlich neu anstreichen zu lassen. Nahe an dieser Kirche sah ich auch mit großem Vergnügen den bekannten Brunnen mit der groß-prahlerischen Inschrift von Bonaparte und darunter das vu et approuvé eines russischen Generals. Nie hat wohl

jemand einen glücklichern witzigen Einfall gehabt, als diesen; halb Europa muß sich noch in vielen kommenden Generationen daran ergötzen, und die Weltgeschichte selbst darf ihn nicht sinken lassen.

Die Straßen in Koblenz sind größtentheils schmal und haben hohe Häuser; doch giebt es hier einige große, mit Lindenbäumen besetzte Plätze, an denen es sich recht angenehm wohnen muß. Das ewig mit Regen drohende Wetter verhindert uns manches zu sehen, was wohl unsrer Aufmerksamkeit werth wäre. Aber wir müssen jede sonnige Stunde benutzen, um die Umgegend zu genießen, und deshalb den Anblick manches Kunstwerks aufopfern, das hier in Privatsammlungen sich befindet. Oeffentliche Sammlungen giebt es in Koblenz nicht.

Die Einwohner könnte man in zwei Klassen theilen, in wirkliche Koblenzer und in Fremde, welche von der gegenwärtigen Lage der Zeiten aus allen übrigen Theilen Deutschlands herbei gezogen wurden und hier leben. Beide scheinen mit einander nur in den nothwendigsten Berührungspunkten zu stehen. Koblenz ward schon beim Anfange der französischen Re-

voluzion, also seit beinahe dreißig Jahren, der Sammelpunkt der aus Frankreich Ausgewanderten, und blieb nachher fortwährend in französischen Händen. Kein Wunder daher, daß die jetzige Generazion sich eben so wenig, als die Mainzer, sogleich in die neue Ordnung der Dinge zu finden weiß. Man muß ihr Zeit lassen, sich auch an das Bessere zu gewöhnen; jetzt sieht noch alles ziemlich französisch hier aus, wie in Mainz, nur fröhlicher scheinen mir im Ganzen die Leute zu seyn und auch schöner. Sie glauben es nicht, wie viel hübschen Mädchen und Frauen man täglich nur allein auf der fliegenden Brücke begegnen kann.

Eine Hauptfreude sowohl der ächten Koblenzer, als der hier wohnenden Fremden-Familien gewähren die vielen Gärten in den nahen wunderschönen Umgebungen der Stadt. Der Weg nach der Karthause führt Anfangs zwischen lauter solchen Gärten hin, aus denen allen wir fröhliche Stimmen lachen und sprechen und singen hörten, bis der Berg dicht vor uns lag, den wir zu besteigen hatten. Oben ist wenig mehr von der alten Karthause zu sehen, nur noch

die in der Nähe sehr unschönen Trümmer einiger neuern Gebäude stehen auf der Höhe, aber die Aussicht auf den gegenüber liegenden Felsen Ehrenbreitstein, auf die Stadt, die Lahn, den Rhein, die Mosel und das ganze herrliche Thal von Niederlahnstein bis zu den Felsen bei Andernach, ist eine der schönsten in der Welt.

Den Ehrenbreitstein selbst können wir leider nicht besteigen. Viele hundert Arbeiter sind immerwährend bemüht, die Festung wieder herzustellen, daher darf niemand ohne besondre Erlaubniß hinauf. Diese zu erhalten, würde mir nicht schwer werden, aber die nähern Wege, welche hinaufführen, sind durch die stets hinabrollenden Felsstücke gefährlich, so daß niemand sie zu betreten wagt, während oben gearbeitet wird. Den weitern gefahrlosern Weg aber hat der viele Regen unwegsam gemacht. Die Aussicht von dem Gipfel der Felsen soll eine der reichsten und ausgebreitetsten seyn, die es giebt.

Aber das überaus anmuthige Pfaffendorf, dicht am Rhein, habe ich besucht. Es ist das Lieblingsziel der Spaziergänger von Koblenz, die, besonders

an jedem schönen Sonntage, zu Wasser und zu Lande schaarenweise hinziehen, um sich in den Weingärten dicht am Strom zu ergötzen. Die schönste Zier des freundlichen Dörfchens ist der Garten des Kanonikus Umbscheiden. Zwischen Reben, Blumen und Bäumen aller Art wandelten wir hier von einer Terrasse zur andern, immer höher und höher bis zum Gipfel des Hügels, an dem er liegt. Ein einfaches Gartenhäuschen gewährte hier, im Purpurglanze der eben sinkenden Sonne, einen Ueberblick der ganzen himmlischen Gegend viele Meilen weit umher. Es war ein Schauspiel, das ich nie vergessen werde.

Außer diesem Gartenhäuschen bietet der ziemlich weitläuftige Garten noch viele höchst reizende Ansichten und ist voll angenehmer einzelner Parthien. Ich sah hier unter andern die größte schönste Trauerweide, so vielleicht in Deutschland zu finden ist. Von allen Seiten senkt der schöne hohe Baum seine schlanken Zweige bis zur Erde nieder, und bildet ein dichtes grünes Zelt, unter welchem wohl zwanzig Personen Raum finden könnten. Vom Golde der Abendsonne durchfunkelt, glänzte das dichte hellgrüne Laub

in einem überirdischen Glanze, wie ihn kein reicher persischer Teppich nachahmen kann.

Morgen schiffen wir noch nach Neuwied, dann kehre ich zu Lande zurück, weil ich überhaupt ungern gegen den Strom schwimme.

Neuwied, 26. Sept.

Ich Weltkind habe nun einen ganzen Tag unter den frommen Brüdern und Schwestern der Herrnhuter Gemeine zugebracht und denke auch die Nacht in ihrem Schutz recht sanft zu ruhen, denn ich habe mich in dem zur Gemeine gehörenden Gasthofe einquartiert. Neuwied ist übrigens der toleranteste Ort in der Welt; Juden, Mennoniten, Katholiken, Protestanten, alle dienen hier Gott in ihrem eignen Tempel auf die Weise, die sie für die beste halten. Ich glaube sogar, daß man den Türken nicht verwehren würde, sich hier eine Moschee zu erbauen. Doch um alle diese Bewohner Neuwieds habe ich mich weiter nicht bekümmert, denn nur die schöne Lage des

sehr hübschen freundlichen Orts und der Wunsch, eine Herrnhuter Gemeine recht in der Nähe zu sehen, zogen mich her.

Die etwas über zwei Stunden lange Fahrt auf dem Rhein, von Koblenz bis Neuwied, gewährte uns eine nähere Ansicht der Gegend, die uns schon oft von Koblenz aus entzückte. Hier ist alles lachend und freundlich, keine Spur der wilden romantischen Pracht zwischen Bingen und Koblenz; die hohen Felsen bei Andernach und weiterhin stehen wie wachehaltende Riesen in der Ferne, in der Nähe kränzen Rebenhügel und Gärten die Ufer. Der Rhein umflutet eine freundlich angebaute Insel, auf welcher ein Nonnenkloster im Schatten schöner Bäume steht. Mehrere andere Klöster, Dörfer und Flecken schimmern überall am Ufer aus dem Grün der Bäume und Reben. Wendet man den Blick rückwärts, so sieht man Koblenz vom Rhein und der Mosel umarmt, und den stolzen Ehrenbreitstein hoch und kühn sich erheben.

Neuwied selbst macht gleich beim Landen einen sehr freundlichen Eindruck mit seinen breiten reinli-

chen Straßen und den netten zierlichen Häusern. Auch im Gasthofe der Brüdergemeine gefiel uns der höflich treuherzige Empfang unsrer Wirthin und die große Sauberkeit des anständig, wenn gleich ländlich eingerichteten Hauses. Die nächste Umgegend des Ortes ist ziemlich flach, aber dennoch sehr angenehm durch die Nähe des Stroms und die Ansicht der Felsenparthien rings umher.

Da Sie mehrere Herrnhuter Kolonien kennen, so wissen Sie, daß in allen die unverheiratheten Männer, die Mädchen, die Wittwen, einzig mit ihres Gleichen in großen, besonders dazu eingerichteten Gebäuden leben; daß alle, die zu einer dieser Klassen gehören, gemeinschaftlich essen, beten, arbeiten, in großen Sälen schlafen, und so, von der ganzen Welt getrennt, ihr stilles einförmiges Daseyn von einem Tage zum andern hinbringen, ohne selbst mit ihren übrigen Glaubensgenossen in nähere Verhältnisse zu kommen.

Ein glücklicher Zufall hatte uns in Koblenz die Bekanntschaft eines der angesehensten Mitglieder der Neuwieder Gemeine verschafft, daher mangelte es

uns auch hier nicht an einem geistreichen sachkundigen Führer. Von ihm begleitet, eilten wir nur flüchtig durch das Brüderhaus, um im Schwesternhause etwas länger zu verweilen. Doch zogen uns auch im erstern der Fleiß und die Geschicklichkeit an, mit denen dort unendlich viel nothwendige und bequeme Erfordernisse des Lebens verfertigt werden; vor allen die Arbeiten der Schreiner und Ebenisten wegen ihrer großen Vollendung bis in die kleinsten Theile derselben, und wegen der geschmackvollen Form. In beider Hinsicht werden sie kaum von den Engländern übertroffen.

Im Schwesternhause bewunderten wir die schönen Stickereien und andere feine weibliche Arbeiten, mit denen sowohl die Schwestern, als ihre jungen Zöglinge sich emsig beschäftigen, um uns Weltkinder damit zu schmücken, denn sie selbst tragen dergleichen nie.

Die Gemeine verbindet mit ihrer innern Einrichtung auch zwei große Erziehungsanstalten für Söhne und Töchter, selbst anderer Religionen.

Wie ich höre, empfangen hier die Knaben recht gründlichen Unterricht in alten Sprachen und allen vorbereitenden Schulwissenschaften. Die Mädchen erhalten eine zu stiller Thätigkeit und Häuslichkeit stimmende Erziehung. Alle werden mit Liebe und zweckmäßigem Ernste behandelt, müssen sich aber in die Einrichtung der Kolonie streng fügen, so lange sie in ihr leben. Daher erlaubt man ihnen auch während ihres Aufenthalts in Neuwied nie einen Besuch bei ihren Aeltern oder Verwandten, obgleich diesen recht gern verstattet wird, zu den Kindern zu kommen.

Die vielen am Stickrahmen beschäftigten, größtentheils sehr jungen Mädchen sehen allerliebst aus. Zum Unterschied von den Schwestern tragen die Zöglinge zierlich gestickte Häubchen von etwas weltlicher Form mit einer blaßrothen Schleife unter dem Kinn zugebunden, denn hier verstattet die strenge Sitte keinem Lockenköpfchen, sich unverhüllt zu zeigen. Manches blitzende Auge schien mir zwar etwas sehnsüchtig über die Stickerei hinweg in die ferne bunte Welt zu blicken; doch waren alle ganz heiter bei ihrer emsigen Arbeit.

Die kleinen leinwandnen Hauben der Schwestern gefallen mir nicht, alle sind von einer Form, verbergen fast gänzlich das Haar und entstellen wirklich manches hübsche Gesicht. Die Wittwen binden sie mit einem weißen Bande zu, die Frauen mit einem blauen und die Mädchen mit einem rothen. Die ältern unter diesen tragen hochrothes Band, und nur der blühenden Jugend wird die schöne Rosenfarbe verstattet. Ich denke es mir doch als einen traurigen Moment, in welchem das letzte Rosa-Band abgetrennt wird und das inkarnate an dessen Stelle tritt. Wir in der Welt thun diesen Schritt auch, und bei Zeiten, wenn wir vernünftig sind, aber doch nicht so plötzlich, sondern nach und nach, so daß wir ihn selbst kaum bemerken.

Noch weit weniger als die Hauben gefallen mir die Schlafsäle der Herrnhuterinnen, obgleich die Luft darin so rein als möglich ist. Achtzig schneeweiße Betten, in langen Reihen neben und hinter einander dicht zusammen gestellt, gewähren darin einen sonderbaren, aber durchaus nicht behäglichen Anblick. In der Mitte des hohen, weiß getünchten

Saals hängt eine große Glocke von der Decke herab, auf deren ersten Ton alles zu Bette gehen und wieder aufstehen muß, um einem neuen Tage entgegen zu gehen, der nichts anderes bringt, als was der gestrige brachte.

So geht hier alles nach bestimmten Regeln und Gesetzen, in die jeder ohne Ausnahme sich fügen muß, und die denn doch wohl am Ende den Untergang aller Selbstständigkeit herbeiführen, wenigstens bei schwachen Gemüthern.

Dennoch fühlte ich mich auf eigne rührende Weise von der stillen Ruhe dieser Menschen ergriffen, von ihrer Freundlichkeit, ihrer gemessenen Thätigkeit und besonders von dem familienartigen Verhältniß, in welchem alle gegenseitig zu einander zu stehen scheinen. Auch freute mich ihre hohe Reinlichkeit und Ordnungsliebe im Aeußern.

Ich betrachtete aufmerksam alle die vielen Gesichter der Brüder und Schwestern, in deren Nähe ich heut kam. Auf vielen hatte die Zeit tiefe Furchen gezogen, viele schienen früh gealtert; nirgend sah ich Spuren eines fröhlich genossenen Lebens oder mun-

tere Lust an Scherz und Lachen; aber auch auf keinem Gesicht Spuren herznagenden Grams, wilder ausgetobter Leidenschaft, oder gar jene versteinerte Verzweiflung, die ich früher oft in Klöstern bemerkte. Zwar sehen die Menschen hier eben nicht fröhlich aus, aber doch ruhig zufrieden, und selbst die vielen verblühten Mädchen, die unter ihren jüngern Schwestern herum wandeln, haben bei weitem nicht das abschreckende Ansehen alter Nonnen. Auch bemerkte ich zu meiner großen Freude kein einziges jener süßlich-frommen, scheinheiligen Gesichter, die mir im Grund der Seele zuwider sind.

Die immer rege Thätigkeit der Herrnhuter ist es wohl hauptsächlich, welche sie beim gänzlichen Mangel aller Vergnügungen aufrecht erhält. Arbeit und Gebet ist die ganze Geschichte ihres Lebens, und das Bewußtseyn, daß keine von ihnen in Mangel und Elend versinken kann, verscheucht jede beängstende Sorge daraus.

Viele treiben ein der Kunst sich näherndes Handwerk. So sah ich bei einem Uhrmacher Flötenuhren in einer alles übertreffenden Vollkommenheit, von

den ganz großen zum Schmuck für Zimmer und Säle an bis zu den kleinsten in Dosen und Ringen. Ein anderes Mitglied der Gemeine zeigte mir große Mappen voll geistreich und leicht hingezeichneter Abbildungen der schönsten Gegenden und Ruinen am Rhein, die von ihm einzig zu seiner eignen Freude treu nach der Natur kopirt waren, und deren Zahl sich noch täglich mehrt.

So mag denn das Leben hier wohl ganz ruhig und leise weggehen, wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, obgleich ich in meinem weltlichen Sinn nicht begreife, wie man dies anfängt.

Shakespears Worte: „Life is as tedious as a twice told tale, vexing the dull ear of a drowsy man,“ scheinen mir vor allen auf das Leben eines Herrnhuters passend, daher glaube ich, daß es diesen auch leichter wird, es zu verlassen, als uns Weltkindern, denn alles, was sie von der Zukunft erwarten können, gleicht zu sehr der Vergangenheit, in der viele einander vollkommen ähnliche Tage sich zu Jahren reihten. Warum sollten sie sich also sonderlich sträuben, wenn der letzte erscheint?

ich glaube im Gegentheil, sie sterben gern, um doch endlich einmal etwas neues zu erleben.

Von dem Gottesdienste der Gemeine würde ich gar nichts gesehen haben, wenn es nicht zum Glück einem alten ehrlichen Herrnhuter eingefallen wäre, sich gerade heute begraben zu lassen. Die Thaten des guten Mannes beschränkten sich während seines ganzen sechs und siebenzigjährigen Lebens auf nichts, als auf die Verfertigung von Siegellack und englischem Pflaster, deshalb sahen wir aber doch die ganze Gemeine ihm zur letzten Ehre zwischen den weißen kahlen vier Wänden des hohen Betsaales versammelt. Der eisgraue Pfarrer setzte sich ganz bequemlich in einen mächtigen Großvaterstuhl; sein ziemlich unverständlicher, aber gewiß gut gemeinter Vortrag der Lebensgeschichte des Verstorbenen machte indeß auf mich keinen sonderlichen Eindruck, einen desto tiefern der leise harmonische Gesang der Gemeine. Dieser ist das Rührendste, Herzergreifendste, was ich jemals gehört habe, jeder Ton spricht mächtig das Gefühl der reinsten Andacht, der demüthigsten Ergebung und Gottesverehrung aus. So hat noch keine Kirchen=

musik mein heiligstes Gefühl erregt, wie dieser einfache Gesang, und wenn sie noch so herrlich vom hohen Dome wiederhallte.

Nach der Begräbnißfeierlichkeit besuchten wir die höchst angenehmen Umgebungen des freundlichen Ortes. In dem großen schönen Schloßgarten erfreute uns besonders die Ansicht der prächtigen Felsen, an deren Fuß gegenüber am Rhein Andernach liegt, auch das sehr hübsche Lustschloß Mon-repos erblickten wir, mäßig entfernt, in einer sehr reizenden Lage.

Den Abend brachten wir im Hause unsers Herrnhuter Gastfreundes am Theetisch zu, wo sich ein kleiner Kreis seiner Freunde gesammelt hatte.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wunderbar mir diese Gesellschaft geistreicher Menschen an diesem Orte erschien, wo ich in der That nichts ähnliches vermuthet hätte. Wenn ich vor mich hinsah und dem lebhaften Gespräch über Kunst und Literatur theilnehmend folgte, so glaubte ich mich mitten in Weimar und in einem unsrer angenehmsten Zirkel zu seyn; blickte ich auf und sah neben mir die herrnhutischen Gestalten, so meinte ich zu träumen. Besonders

schwer ward es mir, die feine Bildung, die Sitte und den geselligen Ton der Frauen mit ihrer altmodischen einfachen Kleidung und dem häßlichen leinenen Häubchen zu vereinen.

Mit einer mir ganz unerwarteten Liberalität erlaubte man mir, meine Meinung über alles, was ich in Neuwied gesehen hatte, zu äußern, und suchte sie hin und wieder zu berichtigen, so daß ich zuletzt einsah, es sey hier, wie überall, viel Gutes neben manchem Mißbrauch zu finden, der wohl hauptsächlich aus der Individualität Einzelner entsteht. Nur über zwei Punkte konnten wir durchaus nicht einig werden, über den unbedingten Gehorsam, mit welchem jeder Herrnhuter sein Haus, sein Vaterland verlassen muß, um als Missionär in die Wüsten Afrika's zu ziehen, wenn ihn die Obern dazu vor allen für tüchtig erklären, und über das Loos, welches hier bei den Heirathen eine so entscheidende Stimme hat. Mit letzterm ist es zwar nicht ganz so arg, wie ich es mir gedacht hatte, aber doch noch immer fürchterlich genug. Denn wenn gleich niemand dadurch zu einer Heirath gezwungen werden kann, so vermag es

doch, zwei Menschen, die sich lieben, zu trennen, ohne daß andere Hindernisse ihrer Verbindung entgegenstehen. Vergebens wandte man mir ein, daß eine unglückliche Ehe in der Gemeine zu den höchst seltenen, fast beispiellosen Fällen gehört. Das ächte wahre Unglück zeigt sich nicht an den Straßen, und wer vermag es, in das Innere der Gemüther zu dringen, wo es oft verzehrend wohnt, wenn auch keine Klage es verräth! Auch glaube ich nicht, was behauptet ward, daß die höchst eingezogene Lebensweise der jungen Männer und Mädchen, die fast gänzliche Unmöglichkeit irgend einer Annäherung von beiden Theilen, jeder leidenschaftlichen Liebe vorbeuge. So wie ich die Menschen kenne, muß ich glauben, daß gerade diese unübersteiglichen Hindernisse ein Fünkchen Liebe zur höchsten Glut entflammen; kurz, nichts vermag, mich mit dem Gange einer Herrnhuter Liebesgeschichte zu versöhnen.

Denken Sie sich, lieber Freund, Sie wären ein Herrnhuter und liebten ein Mädchen, das Sie freilich nur im Bethause gesehen haben. Einen Versuch, Ihre Auserkohrne zu sprechen, oder vielleicht gar sie

mit Ihren Wünschen bekannt zu machen, dürfen Sie je nicht wagen; bewahre Gott, das wäre ein unverzeihliches Vergehen; nein, Sie wandeln dafür hübsch bedächtig zu den Vorstehern, und erklären diesen auf die gelassenste Weise von der Welt, wie sie gesonnen wären zu heirathen, und daß eine christliche Verbindung mit der bewußten jungen Person Ihnen als die angemessenste erscheine. Die Vorsteher forschen nach dieser Erklärung, wie es mit Ihrem Vermögen und sonstigen Zuständen sich verhalte, und schicken Sie darauf einstweilen wieder nach Hause, mit dem Versprechen, Ihr Anbringen reiflich zu überlegen. Während Sie nun zwischen Furcht und Hoffnung bei dem entscheidendsten Schritt Ihres Lebens ganz passiv dasitzen müssen, suchen die Vorsteher die Persönlichkeit Ihrer Geliebten und deren übrige Verhältnisse zu erkunden; überlegen bedächtig, ob eine Verbindung zwischen Ihnen und ihr zu beider Heil wünschenswerth wäre, und wenn sie darüber einig sind, tragen sie zuletzt dem Heiland diese Angelegenheit im Gebet zur endlichen Entscheidung vor. Nach diesem wird das Loos geworfen, ein wahres Gottesurtheil,

fällt es verneinend, so wird Ihnen ihr unabwendbares Schicksal verkündet, Sie müssen sich darein fügen, oder werden als ein Widerspenstiger aus der Gemeine verstoßen. Im Fall aber, daß das Loos mit Ihrem Wunsch übereinstimmt, erfahren zuerst die Aeltern des Mädchens Ihren Antrag, und wenn diese nichts dagegen haben, wird dem Mädchen erst der Wille des Herrn verkündet, darauf mit Erlaubniß der Aeltern eine Zusammenkunft zwischen ihnen beiden veranstaltet, und das übrige findet sich hernach, wie in der übrigen Welt. Ein Glück ist es nur noch, daß den Mädchen erlaubt ist, dem Willen des Heilandes in diesem Fall nicht immer Folge zu leisten. Sie dürfen Nein sagen, und immer wieder Nein bei allen folgenden Anwerbungen, ohne deshalb zum inkarnaten Bande auf Lebenszeit verurtheilt zu werden, und es abwarten, ob nicht endlich einer kommt, den sie lieben zu können glauben.

Koblenz, 27. Sept.

Wir fuhren heut früh von Neuwied zu Lande hieher zurück. Ein kleiner unbedeutender Umweg führte uns nach Friedrichsberg, einem Ort, wo ich zwar kein Luftschloß, aber doch einen Luftpavillon einstweilen erbaute, und dabei Sie recht herzlich zu uns wünschte.

Friedrichsberg ist der Landsitz des Grafen von Boos. Wir stiegen an der Thür des Parks aus und gelangten durch mannigfaltige Windungen sehr anmuthiger Laubgänge auf die Anhöhe, wo nun einstweilen mein Luftpavillon neben einem recht hübschen tempelartigen Sommerhause gegründet ist.

Mit einem Blick übersah ich dort oben den reichen Schauplatz des bunten regungsvollen Lebens, die mit Städten und Dörfern besäeten Ufer des Rheins viele Meilen weit hinaus; dazu ein tief verborgnes stilles Thal, einsam und grün wie eine Laube, und dicht vor mir, auf einem Felsen das ernste Denkmahl längst versunkner Größe und Pracht in den malerischen Trümmern einer Burg, das Stammhaus der am Rhein ehemals mächtigen Grafen von Sayn; alles

dies vom nämlichen Standpunkt aus. Ich brauchte kaum den Kopf ein wenig zu wenden, so lagen die Gegenwart, die Vergangenheit und die einsamste Abgeschiedenheit vor mir da.

Von hier führte uns der Weg immerfort dicht am Rheine hin; die Kunststraße ist schön, aber Felsen engen sie ein, und der Blick in den tief unten wogenden Strom ist deshalb grausenerregend, so herrlich auch die Natur rings umher prangt. Beinah überall in diesen Gegenden ist mir der fast gänzliche Mangel der Brustwehren an den Straßen aufgefallen, obgleich man auf diesen oft an Abgründen hinrollen muß, wo ohne sie jeder doch mögliche Unfall an Wagen und Pferden die augenscheinlichste Gefahr bringt.

Mannheim, 4. Oct.

Hier bin ich nun am letzten Ziel meiner Reise angelangt, von dem ich in wenigen Wochen heimzukehren gedenke. Wir fuhren zu Lande von Koblenz nach Mainz zurück, wo wir unsern Wagen während der Rheinreise hatten stehen lassen. Leider war der Tag unsrer Abreise sehr trübe und regnig, nur zuweilen belebten einige Sonnenblicke die unaussprechlich herrliche Gegend, und gaben uns eine Ahnung von dem, was diese Fahrt an einem schönen Tage seyn muß.

Der Weg führt, längs dem linken Rheinufer, durch alle die Orte, denen wir an dieser Seite vorübergeschifft waren, und es wird mir schwer, zu entscheiden, ob ich diese Fahrt zu Wasser oder zu Lande vorzüglicher finde. Allen den vielen am linken Ufer liegenden Städten und Dörfern, allen den Burgen, Klöstern und Kirchen kamen wir jetzt ganz nahe vorüber. Der Rhein und dessen rechtes Ufer blieben uns immerwährend im Gesicht. Von einem höhern Standpunkt, als auf dem Wasser, zeigten sich die Gegenstände jenseit des Stroms nicht minder male-

risch und schön. Auch waren wir zu Lande den Bewohnern dieser Gegenden näher, deren naiv-treuherziges Wesen und Sprache für mich viel anziehendes haben.

Die Kunststraße war durch den vielen Regen verdorben; an einigen Stellen ist sie so schmal, daß die uns begegnenden Frachtwagen mir manche Herzensangst erregten. Die Nacht blieben wir in Bacharach. Mit großer Freude erblickte ich am andern Morgen aus einem Fenster des Gasthofes die schöne Ruine der Kirche hoch über der Stadt, welche mir schon vom Wasser aus so wunderbar entgegen geleuchtet hatte. Sie funkelte jetzt im hellen Strahl der Morgensonne, aber leider waren alle Pfade so naß und schlüpfrig geworden, daß ich nicht zu ihr hinauf steigen konnte. In Mainz ruhten wir aus und eilten dann so schnell als möglich durch die uns schon bekannten Gegenden, die uns, nach allem, was wir in den letzten Tagen gesehen hatten, noch reizloser erschienen, als das erste Mal.

Mannheim, 15. Oct.

Alle Welt ist darüber einig, daß Mannheim eine sehr schöne, große, durchaus regelmäßig erbaute Stadt sey. Weil sich aber immer Leute finden, denen der Honig zu süß, die Rose zu duftend, die Sonne zu warm ist, kurz, die überall Fehler aufspüren, und sollten sie auch nur in der zu großen Vollkommenheit des zu tadelnden Gegenstandes sie suchen; so wird auch hin und wieder behauptet, diese Stadt sey zu regelmäßig und werde dadurch langweilig.

Ich bin nicht dieser Meinung. Mich freut der Anblick der schnurgeraden breiten Straßen, die alle in bestimmter Entfernung einander durchkreuzen, und die Stadt in lauter regelmäßige Vierecke eintheilen; ich wandle gern auf den bequemen Fußpfaden, längs den zum Theil sehr schönen großen Häusern, die bei aller vorherrschenden Symmetrie doch nicht ermüdend gleichförmig erbaut sind, sondern sich gar wohl von einander unterscheiden lassen.

Fast keine einzige der Straßen hat hier einen bestimmten eignen Namen, wie in andern Städten.

Die Nummer des Quadrats und die Nähe irgend eines bekannten Gebäudes sind der einzige Leitfaden auf dem Wege zu dem Orte, wohin man will; deshalb wird es besonders dem Fremden nicht leicht, sich hier zurecht zu finden. Dennoch ist dies minder schwer, als man auf den ersten Anblick es glauben sollte, wenn man nur auf die Richtung achtet, in welcher das Schloß, das Theater, oder irgend eine Kirche mit dem uns vorgesteckten Ziele liegen. Auf diese Weise verirre ich mich hier fast nie, oder doch nur um wenige Schritte, weil ich gewiß bin, daß die Straße, die ich links einschlage, mich nicht am Ende etwa unversehens rechts führt, was in andern, weniger regelmäßig gebauten Städten oft genug geschieht.

Nur etwas mehr Leben möchte ich herwünschen, denn die Stadt ist zu groß für etwa achtzehn tausend Einwohner, die jetzt in Mannheim leben, und die größten Straßen und Plätze haben daher ein etwas verödetes Ansehen. Man findet hier überall wenig Spuren von Handel und Gewerbe, dafür aber entschädigen, mich wenigstens, die Stille und Ruhe

um mich her. Ich möchte fast sagen, Mannheim sieht vornehm aus, so, als ob nur Leute darin wohnen, die ohne eigentliche andere Bestimmung ihre Renten angenehm und bequemlich verzehren. Alle Welt hat hier Zeit zu Allem, an emsiges Laufen, Drängen, Stoßen und Treiben denkt niemand, deshalb ist es mir hier auch recht behäglich zu Muthe, und es scheint, als ob es den Andern, die hier leben, auch so wäre. Spuren drückender Armuth sind mir, bis jetzt wenigstens, hier nicht sichtbar geworden, und Alles hat ein zufriednes Ansehen.

Eine lange, mit Lindenbäumen besetzte Straße durchschneidet Mannheim der Breite nach, und theilt es in zwei, vielleicht etwas ungleiche Theile. Diese Straße heißt die Planken; ihr jenseits wohnt die ärmere, von ihrer Hände-Arbeit sich nährende Klasse der Einwohner; auch sind die Häuser weit kleiner und unansehnlicher. Im schönern Theile der Stadt, nach dem Schlosse zu, wohnen die reicheren Familien. Hier steht auch das Kaufhaus, ein großes schönes Gebäude. Auf Säulen ruhende Arkaden umgeben es, unter denen eine Menge glänzender und nützli-

cher Dinge in Magazinen feil gehalten werden. Mehrere Kirchen, große, Pallästen ähnliche Wohnungen adliger Familien vom ersten Range, auch das Schauspielhaus und andere öffentliche und Privatgebäude schmücken diesen Theil der Stadt durch edlen Styl der Bauart, durch Pracht und Eleganz. Am imposantesten aber erscheint das nahe am Rhein erbaute Schloß, diese leider jetzt verödete, ehemals prächtige Residenz der Kurfürsten, und gewährt einen wahrhaft großen Anblick, besonders von der Gartenseite. Der westliche Flügel trägt leider noch Spuren der während der Belagerung Mannheims erlittenen Zerstörung, die aber dennoch dem grandiosen Effekt des Ganzen wenig Schaden thun, da sie nur in der Nähe recht sichtbar werden.

Der schöne, zur öffentlichen Promenade dienende Schloßgarten erstreckt sich bis dicht an den hier sehr breiten Rhein. Auch in ihm haben Ueberschwemmungen gewüthet, herrliche Baumgruppen, schöne Grasplätze stehen noch unter Wasser und sinken allmählich zum gänzlichen Untergang hin. Der Anblick ist traurig, noch trauriger der der ganzen Um-

gegend, die, unter dem nämlichen Mißgeschick erliegend, vielleicht in vielen Jahren sich nicht wieder völlig erholen wird. In günstigern Zeiten müssen die Umgebungen Mannheims sehr angenehm seyn, ungeachtet ihrer vollkommenen Fläche. Die Vegetazion in diesem milden Klima ist reich; Obstgärten und schöne Alleen ziehen sich um die Stadt; die Vogesen und die malerischen Berge bei Heidelberg und an der Bergstraße gewähren einen schönen Blick in die Ferne, und sowohl der breite Rhein mit seinen schönen Inseln, als der hier ihm zuströmende Neckar bieten ein immer neues, mit jeder Tagesstunde wechselndes Schauspiel. Ich erfreue mich daran täglich bei meinen gewöhnlichen Spaziergängen auf dem sich an den Schloßgarten anschließenden Damm, der sich längs den Rheinufern hinzieht.

Die Einwohner der Stadt wallfahrten am häufigsten nach der Mühlau, einer etwa eine Viertelstunde von ihr entfernten Insel im Rhein. An jedem schönen Tage strömt alles dorthin, zu Wasser und zu Lande, gehend, fahrend und reitend; auch ist diese Insel ein gar grünes, schattiges Plätzchen,

von dem man sich der anmuthigsten Aussichten auf den Rhein und Neckar erfreuen kann. Umgeben von einem hübschen Gehölze, steht mitten auf ihr ein kleines Lustschloß, welches jetzt zu einem sehr vorzüglichen Gasthofe eingerichtet ist. Hier werden den Sommer über wöchentliche Konzerte und Bälle gegeben, zu welchen die ersten adligen und bürgerlichen Familien unterzeichnen und sich fleißig und zahlreich einfinden. Leider haben sie mit dem Michaelistage aufgehört, daher fanden wir sie nicht mehr, und sehen nur das sehr elegante und geräumige Lokal der jetzt vor dem Herbste flüchtig gewordenen Freuden.

Im Vergleich mit andern Städten von dieser Bedeutung ist das Leben in Mannheim noch immer sehr wohlfeil, und obendrein alles, was man für sein Geld erhält, in seiner Art vortrefflich. Auch die Wohnungen sind schön, bequem, und verhältnißmäßig nicht theuer.

Es herrscht ein froher, geselliger Geist über die Mannheimer, sie lieben die Freuden des Lebens und

theilen sie gern mit andern, ohne sich doch zu sehr dem blos rauschenden Vergnügen zu ergeben. Sie sind zuvorkommend gegen Fremde, ohne ihnen durch zu großen Aufwand bei kostbaren Gastereien den Muth zu nehmen, sie oft zu besuchen. Daher ist es hier im Durchschnitt den Fremden so wohl zu Muthe, daß Viele gar nicht mehr an das Weggehen denken, sobald sie nur erst in der Gesellschaft recht bekannt geworden sind, obgleich manche bei ihrer Ankunft entschlossen waren, nur einige Wochen oder Monate zu verweilen.

Viele angesehene adlige und bürgerliche Familien leben auf diese Weise nun schon seit Jahren in Mannheim. Aus England und Holland, aus den Niederlanden, aus ganz Deutschland, von der Donau bis zu den fernen Gestaden der Ostsee haben sie sich auf diesem freundlichen Punkt der Erde versammelt. Daher ist auch der gesellige Ton hier weit liberaler und entfernt von jener, die Freude verscheuchenden langweiligen Monotonie, welche man so oft in nicht kleineren Städten antrifft.

Mannheim ist nicht mehr die prächtige glänzende Residenz, die es war. Die Zeitumstände haben auch hier alle Klassen der Einwohner um einen Theil ihres Vermögens gebracht, und sie gezwungen, sich auf alle Weise in ihren Ausgaben zu beschränken. Aber wenn gleich wenig eigentlicher Luxus hier noch zu finden ist, so blieben doch eine gewisse Eleganz, welche das Leben verschönt, und alle feinere Genüsse des häuslich geselligen Lebens unter gebildeten Menschen, die an allem wahrhaft Schönen und Guten lebhaften Antheil nehmen.

Mit dem Hofe schwand auch die höfische Etikette und die zu strenge Absonderung der Stände, letztere wenigstens in so weit, daß vorzüglich geistreich Gebildete bürgerlichen Standes mit denen vom höchsten, ja sogar fürstlichen Adel Umgang haben, ohne je vom Ahnenstolz verletzt oder zurückgesetzt sich zu fühlen. Dies habe ich selbst in vielen adligen und bürgerlichen Häusern, in welchen ich eingeführt bin, gesehen und erfahren. Daher thut es mir weh, wenn man mein mir so liebes Mannheim sogar in öffentlichen Blättern in dieser Hinsicht verläumdet. Frei-

lich ist nicht aller Unterschied der Stände aufgehoben, dies wäre ja sogar kein Gewinn, sondern Zerstörung der einmal im civilisirten Leben eingeführten Ordnung, die sich immer an ihren Vernichtern von selbst rächt. Aber nur bei öffentlichen feierlichen Gelegenheiten, die selten vorkommen, wird man etwas von Rangordnung gewahr; in das gesellige Leben mischt sich keine störende Etikette, auch äußert sie sich nicht bei öffentlichen Vergnügungen, bei Bällen und Konzerten. Ich habe deren mehreren beigewohnt und keine Spur davon gefunden, obgleich man sich öffentlich im Auslande die lächerlichsten Mährchen davon erzählt, so daß mir anfangs selbst bange davor ward.

Alle Abende sind hier Privatzirkel, oft von funfzig und mehr Personen, in vier bis fünf verschiedenen Häusern, zu welchen gebildeten Fremden der Zutritt sehr leicht gemacht wird.

Fast alle Welt bewohnt hier ein hübsches Lokal, man versammelt sich zum Thee, der Ton ist leicht, das Gespräch lebhaft. Kartenspiel kommt selten in die Reihe der Unterhaltungen, aber Musik fehlt fast nie. Die Mannheimer alle lieben diese schöne Kunst,

und viele Dilettanten haben es in ihr bis zur Meisterschaft gebracht. Niemand denkt daran, durch das oft gewöhnliche, wirklich sündhafte Weigern das Vergnügen der Gesellschaft zu schmälern, oder wenigstens zu erschweren, sondern jeder, der dazu fähig ist, trägt gern und anspruchlos zur allgemeinen Freude bei, und deren sind hier viele. Verstummt der Gesang, so tritt oft ein Walzer auf dem Klavier an dessen Stelle, nach welchem der jüngere Theil der Gesellschaft sich ein Weilchen lustig herumdreht, oder es werden Charaden und ähnliche Spiele vorgenommen, die den fröhlichen Abend beschließen.

Außer diesen Privatzirkeln giebt es noch wöchentliche Subscriptions-Bälle. Im Sommer, wie ich früher erwähnte, werden diese auf der Mühlau gegeben, im Winter im Schauspielhause, in einem sehr schönen großen Saal, an welchen einige Nebenzimmer stoßen. Während des Karnevals sind die, wie ich höre, recht hübschen Maskenbälle häufig besucht, auch fehlt es nicht an kleinen Bällen in Privatzirkeln.

Sie sehen aus allem diesem, lieber Freund, daß auch der Lebenslustigste in Mannheim seine Zeit recht

angenehm hinbringen kann, und daß kein Gebildeter, selbst mit höheren Ansprüchen, als die auf bloßes fröhliches Zusammenseyn, hier irgend etwas vermißt, was sein Leben verschönert.

Manchen genußreichen Abend gewährt mir der Besuch des hiesigen Theaters.

Es war einst die Pflanzschule, aus welcher fast alle die bedeutendsten Künstler hervorgingen, deren unser Vaterland sich bis auf unsere Zeiten erfreute. Was es war, ist es nicht mehr, und konnte es auch nicht bleiben, seit Mannheim aufhörte, die glänzende Residenz eines prachtliebenden Fürsten zu seyn, denn vor allen andern Künsten bedarf die Schauspielkunst eines mächtigen Schutzes und kräftiger Unterstützung. Aber die den Mannheimern eigne Kunstliebe erhält diese Bühne noch immer über der langweiligen Mittelmäßigkeit empor. Das Orchester bleibt seines alten Ruhmes werth, ungeachtet des ungünstigen Zeitenzustandes; viele Mitglieder desselben erheben sich auf ihrem Instrument zur wirklichen

Virtuosität, auch die Direction des Ganzen ist so vortrefflich, daß es zur wahren Freude wird, hier die Begleitung einer großen Oper anzuhören.

Mehrere unter den Schauspielern zeichnen sich durch regen Kunsteifer aus und würden jede Bühne zieren; unter den jungen Schauspielerinnen giebt wenigstens manches im Entwickeln begriffene Talent recht angenehme Hoffnungen für die Zukunft.

Das Schauspielhaus ist groß, schön, prächtig sogar, eine wahre Zierde dieser schönen Stadt durch seine, im großen Styl erbaute, mit Säulen geschmückte Außenseite. Im Innern hat man durch viele große und bequeme Ausgänge, durch schöne Treppen und Koridors dafür gesorgt, daß auch bei überfülltem Hause nie die mindeste Unordnung entstehen kann.

Die Dekorationen sind freilich nicht alle ganz neu mehr, aber doch anständig und viele von ausgezeichneter Schönheit; die Kostüms der Schauspieler, wie fast bei allen Theatern, zuweilen glänzend, aber nicht immer richtig gewählt. Man rühmt sehr die Einrichtung der Maschinerien bei Verwandlungen,

Flugwerken, Versenkungen und ähnlichen Theaterkunststücken; ich habe aber nicht Gelegenheit gehabt, mich selbst durch den Augenschein davon zu überzeugen.

Alle Einwohner Mannheims, die es vermögen, beeifern sich, durch Abonnements für die Erhaltung ihres Theaters zu sorgen. Daher sind von allen den vielen Logen nur sehr wenige für Durchreisende frei geblieben, im Nothfall aber bietet diesen das Parkett Raum genug. Durch das allgemeine Abonniren ist übrigens auch dem traurigen Anblick eines leeren Schauspielhauses vorgebeugt; ich sah es immer von wohlgekleideten Zuschauern angefüllt, selbst bei sehr bekannten Darstellungen älterer Stücke.

Das Theater selbst erscheint mir, so lange ich hier bin, fast wie eine Musterkarte aller übrigen Bühnen, besonders der benachbarten. Durchreisende Künstler empfängt man in Mannheim sehr freundlich, und da unsere Schauspieler jetzt alle gewaltig mobil sind, so sehen wir fast an jedem Abend Gastrollen, oft sogar drei bis vier zugleich, von Fremden gespielt.

Es fällt mir auf, daß diese Art von Kunstreisen in unsern Tagen so gar sehr häufig werden, und ich zweifle, ob die Kunst selbst dadurch so viel gewinnen kann, daß der Nachtheil, den sie, ihrer jetzigen Einrichtung nach, bringen, dadurch überwogen werde. Wahr ist es, nur wer viel sieht, kann viel lernen, er treibe welche Kunst er wolle, und in dieser Hinsicht mögen solche Reisen für den angehenden talentvollen Schauspieler von unbestrittenem Nutzen seyn, besonders wenn er als müßiger Zuschauer das Spiel anderer beobachtete. Auf diese Weise könnte er am besten einsehen lernen, was ihm noch mangelt, was er zu vermeiden hat, und mancher gute Gedanke über die verschiedenen Ansichten einer und derselben Rolle müßte in seinem Innern ihm klar werden. So aber reisen unsre Künstler nicht, und können es auch nicht, denn schwerlich möchte sich irgend eine Direction entschließen, sie mit dem dazu nöthigen Reisegelde zu versehen. Die Kunst selbst muß es also dem Schauspieler möglich machen, eine Reise zu unternehmen, und durch sein eignes Auftreten auf fremden Bühnen geht fast aller Vortheil verloren, den er für seine

Bildung aus ihr ziehen könnte; denn der Wunsch, selbst vortheilhaft zu erscheinen, erschwert das Beobachten anderer, die sich auch ohnehin in einem von dem seinen verschiedenen Rollenfach zeigen. Die Theater, auf welchen das Auftreten fremder Künstler zu oft erlaubt wird, verlieren am Ende dadurch. Bestochen durch den mächtigen Reiz der Neuheit erheben die Zuschauer das fremde Verdienst, besonders durch das jetzt zur Gewohnheit gewordene Hervorrufen, und vergessen darüber ihre einheimischen, vielleicht eben so preiswürdigen Künstler. Diese werden dadurch muthlos und lässig in der Ausübung des, ihrer Meinung nach, nicht genug anerkannten Talentes, und sinken in der Kunst, anstatt vorwärts zu streben. Sie ergreifen die erste beste Gelegenheit, um ihrerseits auch auf andern Bühnen zu glänzen. Dadurch vermehren sich die Künstlerwanderungen, aus denen denn zuletzt Auswanderungen entstehen. Diese aber zerstören alle Hoffnung, jemals auf einer deutschen Bühne ein harmonisches Ganze gegründet zu sehen, das alle einzelne Theile einer Darstellung zur erfreulichen Einheit verbindet, die wir jetzt leider überall vermissen.

In Mannheim habe ich bis jetzt mehrere Opern, Trauerspiele und Komödien gesehen; keine dieser Darstellungen war ganz verfehlt, und manche ergötzte mich sehr, ungeachtet die vielen Gastrollen manches fremdartige, zum Ganzen nicht stimmende hineinbrachten. Auch auf die Wahl der Stücke hatten diese nicht den günstigsten Einfluß, manches ward augenscheinlich blos deshalb gegeben, weil irgend ein fremder Künstler darin vorzüglich zu glänzen gedachte. So kam denn auch das Ifflandische Stück, die Mündel, einmal an die Reihe, in welchem ein Schauspieler aus Karlsruhe den Kaufmann Drawe so natürlich spielte, daß mir selbst bei aller der Angst und Noth ganz jämmerlich zu Muthe ward. Sie versetzte mir fast den Athem, obgleich ich wohl einsah, daß sowohl ihre Existenz, als ihre endliche Auflösung, durch die gegen den wirklichen Gang des Lebens anstrebende Erfindung völlig in das Reich der Unmöglichkeiten gehören. Ueberdies macht das leidige Geld uns Plage genug im Leben, besonders auf Reisen; daher könnten wir füglich vom Theater her mit solchen unästhetischen Leiden verschont werden.

Don Juan, diese Oper aller Opern, habe ich zweimal, besonders von Seiten des Orchesters, vortrefflich aufführen sehen. In der zweiten dieser Darstellungen entzückte uns die junge Künstlerin Eunike aus Berlin, als ein ganz allerliebstes Zerlinchen. In der ersten machte ein hannöverischer Hof- und Kammer-Sänger aus dem vornehmen jungen Spanier einen lustigen, etwas verruchten Bruder Studiosus, ward aber, dem Herkommen gemäß, am Ende doch hervorgerufen, obgleich auch sein Gesang uns nicht für den argen Mißgriff seiner Rolle entschädigt hatte.

Doch ich will Sie nicht durch Aufzählung aller der theatralischen Vorstellungen, welchen ich in Mannheim beiwohnte, ermüden. Nur einer erwähne ich noch, die der Schuld von Müllner, weil mir das meisterhafte Spiel eines ganz jungen Mädchens, der kleinen lieblichen Sofie Müller, gar zu viel Freude gemacht hat. Sie gab den Knaben Otto so unübertrefflich schön, daß ich dem Dichter wohl die Freude wünschen möchte, es anzusehen. Diese Kinderrolle, vielleicht die schwerste unter allen, wird durch die ge-

wöhnliche Art, sie darzustellen, oft unerträglich. Der Dichter bezeichnete sie mit starken, hin und wieder etwas scharfen Zügen, die, zu grell herausgehoben, aus dem Kinde ein vorlautes absprechendes Wesen machen, welches wenigstens keine Mutter ohne innern Aerger ansehen kann. Ganz anders erschien dieser Otto in der Gestalt der anmuthigen Sofie. Mit dem zartesten Gefühl milderte diese alles, was der Milderung bedarf, um nicht im Munde eines Kindes zu empören, ohne deshalb dem Karakter des Knaben sein Eigenthümliches zu rauben; meisterlich drückte sie seine Anhänglichkeit an sein schönes Vaterland aus, und vermied doch jede Uebertreibung spanischer Grandezza. Die treffliche Beschreibung des Stiergefechts sprach sie wie ein Kind, das sich freute, dem Großvater ein merkwürdiges Ereigniß zu erzählen, von dem es Augenzeuge war, und das vom Strome seiner eignen Rede fortgerissen wird, während andere, die diese Rolle spielen, sie mit affektirtem rednerischen Pathos herdeklamiren und sich dabei ordentlich gegen das Parterre hinstellen. Aus allen Bewegungen dieser sehr jungen Schauspielerin sprach

die reinste Kindernatur. Wie sie vom Anblick des Vaters im Sarge erzählte, stieg die schmerzliche Rührung in ihrem Innern mit jedem Worte, bis sie den schauerlichen Umstand erwähnte, daß man seine Brust geöffnet habe, um ihn köstlich einzubalsamiren, denn dieser Gedanke muß für jedes Kind etwas höchst furchtbares haben; auch überwältigte sie hier das Gefühl, ihre Stimme brach, und weinend verhüllte sie am Schluß der Rede ihr Gesicht in das Gewand der Mutter.

Sie wissen, wie jedes erblühende und ausgezeichnete Talent mich interessirt, und nach dieser Darstellung muß ich Sofie Müller für ein mit natürlichen Anlagen reich ausgestattetes Kind halten, das, zweckmäßig gebildet, vielleicht in wenig Jahren als sehr ausgezeichnete Schauspielerin die Zierde unsrer deutschen Bühnen werden kann; daher verargen Sie es mir nicht, daß ich in meinem Briefe so lange bei ihr verweilte.

Uebrigens ist die Mannheimer Bühne noch an vorzüglich guten Komikern besonders reich, und den Herren Kaibel, Thürnagel, Müller verdanke ich

manche fröhliche Stunde, manches recht herzliche Lachen, das sie durch ihr treffliches Spiel zu erregen wissen, ohne doch weder den Anstand, noch die Wahrscheinlichkeit zu verletzen.

Nicht nur Schauspiel und Musik, auch die bildenden Künste finden in Mannheim Schutz und rege Theilnahme. Außer der bedeutenden Bibliothek und einem Naturalienkabinet werden im Schloß noch mehrere Kunstsammlungen bewahrt, die ohne alle Schwierigkeit dem Künstler und dem Kunstfreunde offen stehen. Eine reiche Sammlung vortrefflicher Abgüsse der vorzüglichsten antiken Statuen und Büsten, eine von Kupferstichen, und eine Gemälde-Gallerie füllen mehrere Zimmer an.

Die Mappen der Kupferstichsammlung betrachtete ich auch hier nur von außen; sie genau durchzusehen, würde mehr Zeit erfordern, als ich in diesen kurzen Tagen darauf verwenden kann, aber Kenner versichern mich, daß sie viele treffliche und seltene Blätter enthalte.

Die Gemäldegallerie gehört zwar nicht zu den bedeutendsten in Deutschland, enthält aber doch manches treffliche Bild, besonders aus der niederländischen Schule.

Ich würde gewiß viele Morgen in ihr mit Vergnügen verweilen, wenn ich hier wohnte; auch fällt es Lehrlingen in der Kunst nicht schwer, die Erlaubniß zu erhalten, nach den Abgüssen zeichnen oder ein Gemälde kopiren zu dürfen. Ich bemerkte hier besonders einige ganz vortreffliche Bilder von Tennier, von Netschen, von Rubens, von Kerburg und andern berühmten Meistern, ein Paar sehr schöne Landschaften von Ruisdael, auch sonst noch so manches Vorzügliche, und das nur im Vorübereilen. Bei näherer Bekanntschaft würde ich gewiß noch vieles entdecken, das mich anzöge.

Unter die erfreulichsten Erscheinungen für die Kunst zähle ich die sehr bedeutende und allbekannte Kunsthandlung der Herren Artaria. Dort findet man altes und neues in ewig wechselnder Ebbe und Flut, man schreitet mit der Zeit fort, keine bedeutende neue Erscheinung am Kunsthimmel kann uns

unbeachtet entgehen, während die Werke berühmter alter Meister uns immer aufs neue erfreuen. Denn die Eigner dieser Handlung lassen sich keine Gelegenheit entschlüpfen, um alles Schöne habhaft zu werden, was sie nur erreichen können, und besonders waren ihnen die letzt verfloßnen Jahre in dieser Hinsicht sehr günstig. Mit der größten Liberalität öffnen sie ihre Schätze nicht nur dem Käufer, auch dem, welchen bloß rege Theilnahme und Freude am Schönen zu ihnen führt, wie es bei mir der Fall war, ja sie erlauben es gern, daß man lange verweilt und oft wiederkehrt. Dies scheint ihnen sogar Freude zu machen. Durch lange Uebung ihres Geschäfts haben sie sich große Kunstkenntniß erworben, und scheinen es jetzt mehr aus Liebe zu ihr, als zum Gewinn zu treiben.

Unter einer Menge von schönen Gemälden, welche ich bei ihnen sah, sind drei mir unvergeßlich geblieben, zu denen ich immer wiederkehren muß. Eins ist von Metzu, ein herrliches heiteres Bild voll Wahrheit und von hoher Vollendung. Es stellt einen Fürsten von Oranien vor, der, von seinen Dienern be-

gleitet, auf die Jagd reitet. Die Pferde, die Hunde, die ganze Anordnung des trefflichen Bildes sind von der höchsten Schönheit. Der einfache edle Ausdruck im trefflichen Kopfe des Prinzen, und die Mannigfaltigkeit der Stellungen ohne alle Verworrenheit, können nicht genug gepriesen werden.

Die beiden andern Gemälde sind von Tizian. Eins davon stellt eine kleine Prinzessin vor, ein gar liebliches Kind von etwa fünf Jahren, dessen anmuthige Naivität mit dem reichen schweren Sammtkleide und dem Juwelenschmuck einen wirklich rührenden Kontrast bildet. Sie schmiegt das allerliebste Köpfchen an einen großen Pudel, der sie mit klugen Augen anschauet, so daß man nichts freundlicheres sehen kann, als dieses Gemälde.

Ernster und erhabener ist das zweite, aber auch von viel höherer Schönheit.

Unter einem großen Baum, mitten in einer anmuthigen Landschaft, unter dunkelblauem italienischen Himmel, sitzt die Madonna mit ihrem Kinde, so einfach und so ädel, dabei so lieblich, als man es sich nur denken kann. Ihr dienend, knien zu beiden

Seiten zwei Engel in Jüngslingsgestalt, mit herrlich großen purpur= und azurfarbnen Flügeln, in schimmernden Gewändern, deren Falten weit umher den Boden bedecken, und mit dem frömmsten heiligsten Ausdruck in den wunderschönen Köpfen. Es ist ein Bild, von dem man sich gar nicht wieder wegwenden kann, und dabei trefflich erhalten.

Eine Kunsthandlung, wie diese, in meiner Nähe wäre mir fast noch lieber, als eine Bildergallerie. Diese hier ist wirklich eine, nur daß die Gemälde darin wechseln, und das Vortreffliche nach und nach an uns vorüber zieht, doch immer langsam genug, um es, recht aufgefaßt, im Gemüth fest halten zu können. Und dabei hat man noch den Vorzug, jedes einzeln zu sehen, und nicht durch die Menge geblendet zu werden.

Die Zeit, die Allem ein Ende macht, der Freude wie dem Leid, führt auch das meines hiesigen Aufenthaltes herbei.

Noch ist der Himmel blau, und die Sonne sendet Mittags noch warme Strahlen herab, aber die düstern Nebel, welche Abends die gegenüberstehenden Häuser uns oft unsichtbar machen, die goldgefärbten Blätter, welche langsam an den Bäumen sinken, ohne daß ein Hauch sie berührt, alles ruft mir zu, daß die letzten Tage des Octobers da sind, und ich die Heimreise antreten muß.

So wäre denn nun auch diese Reise beendet, auf die ich mich Jahre lang freute, wo ich alles, was ich von ihr hoffte, fand: Gesundheit, Erholung nach langen Stürmen, frohes Gefühl der wiedergewonnenen Freiheit und Stoff zu tausendfacher Erinnerung.

Nie vergesse ich der mannigfachen Freuden, welche mir Natur und Kunst an den schönen Ufern des Mains, des Rheins und des Neckars in diesen vier Monaten gewährten. War gleich der Himmel mir nicht immer günstig und freundlich, waren es doch die Menschen überall, wo ich verweilte.

Manche schöne Stunde des Wiedersehens älterer Freunde habe ich gefeiert, manche neue gefunden, die mich ein gleiches frohes Wiedersehen hoffen lassen, wenn späterhin mein Lebensweg mich wieder in ihre Nähe bringen sollte. Darum, ich bekenne es Ihnen, wird mir der Abschied recht schwer.

Gewiß, ich freue mich herzlich auf das Wiedersehen meiner Freunde in Weimar, auf das Leben mit ihnen Allen im gewohnten traulichen Kreise, sogar auf meine Wohnung und meine durch eine Reihe von Jahren mir liebgewordenen Umgebungen. Aber immer ergriff mich ein trübes, wehmüthiges Gefühl, wenn ich am letzten Ziele einer Reise die Deichsel meines Wagens zum ersten Male wieder dem Rückwege zugewendet sah, und heut bemächtigt es sich meiner unwiderstehlich. Denn nicht nur von meinen Mannheimer Freunden nehme ich Abschied, auch von allen, die mir auf diesem Wege begegneten und mich freundlich unter sich aufnahmen. Alle glaube ich in diesem Augenblicke um mich versammelt zu sehen und Allen rufe ich ein herzlich gemeintes Lebewohl zu; auch dem Rheine und den ihm befreundeten Strö-

men, die mich auf silbernen Wogen so oft dahintrugen durch paradiesische Gegenden, blühenden Ufern entlang und herrlichen Felsen, zu freundlichen Städten.

Und nun wollte ich, es wäre schon eingespannt und ginge rasch vorwärts, der Heimath zu, damit die Nähe derselben mir bald tröstlich erschiene.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna

Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres

Leipzig 1818

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.64
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11448969-0